

HANS RUDOLF SCHMID

F R O N T
R A P P O R T



VERLAG HUBER & CO. AKTIENGESELLSCHAFT

FRAUENFELD / LEIPZIG

HANS RUDOLF SCHMID hat sich zuerst bekannt gemacht durch eine originelle Monographie über Hermann Hesse; in weiteren Kreisen wurde er bekannt durch die beiden Bände der Sammlung «Was nicht im Bädercker steht» über die Schweiz; dann war er Pressechef der Landesausstellung und heute leitet er den «Schweizerischen Feuilletondienst». Im Militär bekleidet er den Rang eines Hauptmanns und wurde nach den ersten Wochen des Aktivdienstes ins Armee-Hauptquartier befohlen, um dort als Pressechef Dienst zu tun. Seine Aufgabe besteht darin, die Öffentlichkeit zu unterrichten, wie es beim Militär aussieht und was dort los ist. Er reiste von einer Grenze zur andern, war im Gebirge und bei den Manövern im Vorland, er sah

den Einzug der Internierten und hat die Impferei selbst mitgemacht.

Über all das berichtet er in diesem Buche und streut noch manches intime Detail aus dem Soldatenleben dazwischen, so daß man aus diesem Bande wirklich ein anschauliches Bild erhält von dem, was unsere Armee in den ersten zwölf Monaten erlebt, gearbeitet und geleistet hat. Wer nicht dabei war, wird hier fachmännisch und kurzweilig unterrichtet und wer dabei war, findet nicht nur manche Erinnerung, er sieht auch einmal über den kleinen Fleck, an dem er stand, hinaus und bekommt ein Gesamtbild; denn so wie Hauptmann Schmid konnte keiner überall dabei sein.

Das Bild des Umschlages zeigt eine Fahnenwache eines Gebirgsbataillons im Jungfraugebiet.

Photo Tüche, Ostermundigen, Zensur Nr. N.V. 2233

1940

Druck von Huber & Co. Aktiengesellschaft
Frauenfeld

Meldung an den Leser

Frontrapport: das ist für jeden Feldweibel und für die Adjutanten aller Grade eine bald erspriessliche, bald verdriessliche Rechenaufgabe. Für den Kommandanten bildet er den zuverlässigen Bericht über den wirklichen Bestand, das heisst über die Mittel, die ihm für den Kampfeinsatz zur Verfügung stehen: Mann, Ross, Fuhrwerk, künstliches Gewehr und Gerät aller Art.

Unser «Front-Rapport» erzählt von den Fahrten und Gesprächen eines Soldaten, zu dessen Auftrag es gehörte, der Öffentlichkeit über wesentliche Geschehnisse und Vorgänge in der Armee Aufschluss zu geben. Von den persönlichen und militärischen Aufzeichnungen, die das Buch vereinigt, sind darum etliche da und dort in Zeitungen erschienen. Als Niederschlag des Erlebnisses dieses Aktivdienstjahres möchte unser «Front-Rapport» dem Frontrapport des Feldweibels in einem Punkt zur Seite gehen: im Forschen nach dem wirkli-

chen Bestand. Darüber hinaus will das Buch mitwirken an der Stärkung der Herzen, an der Befestigung jener inneren Front, an der wir alle stehen, bewaffnet oder unbewaffnet, und unüberwindlich standhalten wollen als Soldaten des Vaterlandes.

Armee-Hauptquartier,
im November 1940.

Hans Rudolf Schmid.

Inhalt

Aufbruch	9
Wir an der Grenze	14
Wie ich ins A.H.Q. kam	32
Der General	41
Bei den Grenztruppen	52
Heimat wird Festung.....	57
Soldatenweihnacht und Kinderbriefe	69
Lawinen werden abgeschossen.....	76
Bei den Eisbären.....	84
Feuerwirkung und Truppenausbildung	88
Haus an der Grenze	98
Abschied von einem Dorf.....	101
Schweizer flüchten aus Paris.....	105
Der Übertritt französischer Truppen in die Schweiz	112
Die Schweiz ohne Wegweiser	136
Ein flottes Radfahrerstücklein	141
Besuch im Tessin.....	149
Das Rückgrat der Armee	164
Hochgebirgsausbildung.....	173
Ein Schloss erobert – und wieder verlassen	182

Armeekorps-Manöver	187
Die kleinen Laster der Soldaten.....	200
Leichte Truppen im Gefecht	203
Grenzfahrt durch den Nebel	222
Der vorsorgliche Wespenstich	228
Urlaub	235

Aufbruch

Ein Krieg kommt nicht ohne Vorboten. Aber man pflegt den Vorboten schlimmer Wendungen nicht zu glauben. Man glaubt am liebsten das, was man wünscht.

Das grösste und schönste aller schweizerischen Trachtenfeste in Zürich war verrauscht. Man plante für die ersten Septembertage ein grosses Fliegertreffen in Dübendorf, man plante noch hundert andere, schöne Dinge, Festspiele und Aufführungen, Konzerte und Empfänge. Noch waren nicht alle Kantone mit ihren Feiern, Reden, Gesängen und Tänzen, mit ihrem Dialekt, ihrem Schmuck und Brauchtum in der Festhalle der Landesausstellung im Zürichhorn aufmarschiert. Jäh riss mit einemmal die Kette ab.

In der Landesausstellung, auch in der Presseabteilung, hatten wir schon im Juni für den Kriegsfall die wichtigsten Vorsorgen getroffen. Am 24. oder 25. August meldete mir der Chef des Lautsprecherdienstes, der zu meiner Ab-

teilung gehörte, dass ausländische Offiziere, die die Landi besucht hatten, ausgerufen worden waren. Offenbar suchte man sie mit wichtigen Nachrichten. Zuhause war seit Wochen alles bereit, um Koffer und Tornister zu packen. Meine Frau hängte am 27. August meine Uniform wieder einmal an die Luft, und eine Nachbarin meinte erschrocken:

«Sie glauben doch nicht ...?»

Man glaubte nicht an den Krieg und wusste doch, dass er kam.

Am 29. August hatte ich vor, mit meiner Frau nach Genf zu fahren, um die Prado-Ausstellung zu besuchen. Gerade hatte ich die Reise mit einem Kunstfreund, der die Sammlung kannte, noch endgültig verabredet. Wir freuten uns mächtig auf diese Fahrt.

Als wir am 28. August beim Nachtessen saßen, ertönte im Radio die Landeshymne. Das war sehr ungewohnt und sicher ein übles Zeichen. Der Bundespräsident verkündete den Beschluss des Bundesrates, den Grenzschutz aufzubieten.

«Grenzschutz», sagte ich, «dann muss ich morgen einrücken.»

Wir hatten begriffen und schauten einander an. Die Kinder bemerkten, dass etwas in uns vorging. Da sagte meine Frau:

«Der Vater muss an die Grenze, es ist Krieg.»

«Was ist das, Krieg?», fragten die Kleinen.

Dann stellten wir das Gepäck bereit, ich fuhr in die Stadt zurück, rief schnell meine Mitarbeiter zusammen und meldete mich am späten Abend auf der Direktion der Landesausstellung ab.

In der Morgendämmerung des 29. August 1939, um fünf Uhr, hörten wir vom Schlafzimmer aus das Trompetensignal in unserem Dorf. Wir waren schon lange wach, denn mein Zug ging bald. Mit weithin schallender Stimme verlas der Weibel den Befehl.

Dann kam der Abschied, den ich nie vergessen werde. Es war ein Scheiden ins Ungewisse. Niemand wusste, was unserem Lande bevorstand. Niemand wusste, ob ich die Schwelle dieses lieben Hauses zum letztenmal überschritt.

Meine Frau weckte die Kinder in ihren Betten. Dann begleitete sie mich auf den Bahnhof.

Es war befreiend, in diesem Eisenbahnzug unterzutauchen. Viel Militär war da, Soldaten

mit Tornistern und Gewehren, und sogleich stiess ich auf Kameraden mit ähnlichen Reisezielen. Es war befreiend, ohne Fahrkarte reisen zu können, zum Zeichen, dass in diesem Augenblick nichts wichtig war als die Bereitschaft der Armee. Ich erreichte ohne Weiteres, dass unser Schnellzug auf einer kleinen Station angehalten wurde, wo ich ihn mit einigen Soldaten verliess, um zu meinem Regiment zu stossen.

Wir fassten im Zeughaus das Material – es lag in bester Ordnung bereit, und die Sache dauerte viel weniger lang als sonst; die Kompagnien marschierten ohne Verzug, teils zu Fuss, teils auf Camions, in ihre Stellungen ab. Einige Einheiten, die in der Nähe blieben, versammelten sich mit dem Regimentsstabe auf einer Wiese neben der Passhöhe unserer Festung.

So schwuren wir im Anblick der unwölkten Sommerberge den Eid auf die Fahne. Nie war uns die Heimat so kostbar und das Leben so leicht, wie in diesem Augenblick der Weihe, wo ein jeder gelobte, für die andern zu sterben, wenn es sein muss.

Wir hatten schon früher da und dort Abschied gefeiert, ohne es zu wissen. Ein paar

Tage vor dem Aufgebot sassen wir, ein paar Freunde, nach einem arbeitsreichen, schönen Augusttag, in einer Baumgartenwiese in Dielsdorf bei einem ländlichen Mahl und fröhlichen Gesprächen. Aber die Ahnung des Kommenden überschattete uns. Über dem abendlichen Land türmte sich eine mächtige Wolke auf, deren Ränder immer wieder weiss aufleuchteten, als es schon dunkel geworden war. Es blitzte. Bald nötigten uns die ersten Regentropfen, das Gasthaus aufzusuchen. Wir hatten Hans Roelli, den Dichter und Sänger, in unserem Kreis, der seine beglückenden Lieder zur Laute sang. Spät gingen wir auseinander, mit dem Ausklang eines Liedes im Ohr, das wie kein anderes den Soldaten im Aufbruch gewidmet ist:

Kameraden, Kameraden,
Also muss es sein!

Wir an der Grenze

Wir sind sehr vom Leben abgeschnitten, wir an der Grenze. Nicht vom eigenen Leben (dieses haben wir mit uns) – aber vom Leben des Alltags. Ich könnte freilich fast von jedem Vorposten durch das vielverzweigte Gedrächte nach Hause telephonieren; es geschieht aber selten. Wer den Waffenrock anzieht und sich zu seiner Truppe begibt, wird so rasch und unerbittlich vom Lebenskreis der Kameradschaft umschlossen, dass er nur am Abend zu den Gedanken an seine private Existenz zurückkehrt.

Manchmal denke ich, zwischen Kastanienbäumen und Ginstersträuchern, bei Hagebutten und kniehohen Silberdisteln, an unsere Landi zurück. Aber sie liegt schon weit. Sie reut uns alle, die wir an der Grenze sind, weil sie für uns so gut wie vorüber ist. Wir hörten davon, dass das Standbild des Soldaten auf der Höhenstrasse, der in grimmigem Aufbruch seinen Waffenrock überzieht, jeden Tag neue Blumen-

opfer und manchmal sogar Kränze mit Schleifen erhält. Vielleicht meint man damit uns – so haben wir das verstanden – und danken dafür. Denn wir alle, die wir hier auf Wache stehen, sind vereinigt in jenem Soldaten mit der scharfen, stolzen Gebärde.

Was wir eigentlich treiben, fragen viele Postkarten, und wie es uns geht. Es geht uns, offen herausgesagt, unverschämt gut. Zu bedauern gibt es nicht viel; denn jeder bekommt, was er zum Leben braucht.

In einer Kompagnie, die schon wochenlang nahezu auf Rigihöhe in kleinen Zelten kampiert, ist der Bart Mode geworden. Viele von den jungen Burschen tragen den Kinnbart nach Balbos Vorbild. Es sieht sehr stattlich aus. Aber man darf nicht glauben, das sei nur eine Mode. Vielleicht haben sie den Kinnbart aus dem gleichen Grunde wie Balbo stehen lassen! Ganz einfach: Wenn man sein sonnverbranntes Gesicht rasieren will, so lässt die Haut sich das auf beiden Wangen noch gefallen. Um das Kinn herum wird die Sache aber (bei der Kälte des Seifenschaums und des Rasiermessers) so schmerzhaft, dass man dem

Wachstum des Bartes lieber den Lauf lässt. So kehren wir ein Stück weit zur Natur zurück.

Bei uns wird gebaut. Ganze Kompagnien unseres Tessiner Regiments bestehen aus Maurern und Vertretern ähnlicher Handwerke. So ist alles beisammen: ein Ingenieur, ein Architekt, ein Baumeister mit Gesellen, Schreibern, Schlossern. Denn wir bauen nicht nur Schütznester. Da und dort entstehen komfortable Schutzhütten für den Winter. Zerfallene Alpdörfchen geben ihre Steine her für neues, festes Gemäuer; schlechte Fusswege werden zu stattlichen Saumpfaden erweitert, und die Talgemeinden lassen sich's gern gefallen, dass sie auf diese Weise billig zu besseren Alpwegen kommen.

Die Verteidigungslinie

Unsere Aufgabe ist klar umschrieben. Wir haben einen bestimmten Geländeabschnitt für die Verteidigung einzurichten. Schon der Zivilist, der mit dem Automobil die Hauptstrasse befährt, erhält eine Nase voll davon: eine Tafel «Obacht, Hindernisse» warnt ihn davor, seine Pferde allzusehr in den Schweiss zu jagen. Da

und dort steht ein Soldat mitten in der Strasse und bewacht die Tanksperren, die soweit vorbereitet sind, dass nur noch die verbleibende Strassenhälfte verbarrikadiert werden muss. Hier sind es eingerammte Eisenbahnschienen, dort haushohe Mauern aus Stein und Eisen, die dem Verkehr gerade noch den Durchpass lassen. Rechts und links von der Strasse verlaufen die Drahtverhaue in die Wiesen hinaus, und wer hinaufsteigt auf die Alpen, stösst da und dort – und gerade im Bereich der gangbaren Wege – auf Felder von Stacheldraht. Es gibt davon verschiedene Systeme, und ich möchte keines am eigenen Leib verspüren. Über den ganzen Bergrücken sind die Stellungen verteilt, tief eingegrabene und ausgemauerte Unterstände für Maschinengewehre, gegen Fliegersicht mit dicken Rasenziegeln sorgfältig gedeckt. Die Soldaten behalten auch hier oben ihren guten Humor, obschon der Wind oft bitter kalt über diese Hänge pfeift und die Stellungen Tag und Nacht bewacht werden. Sie haben die Unterstände mit Stroh ausgepolstert, oder mit trockenem Farnkraut, und beschriften ihre Behausungen nach Gutdünken als Villa oder Grand-Hotel mit dem Vermerk «fliessendes Wasser in allen Zimmern». Nur ein Ausstat-

tungsgegenstand ist und bleibt überall derselbe: es gibt in unserem Regiment keine Hütte, keinen Unterstand, kein Mg.-Nest, wo das Bild des Generals Guisan fehlt.

Landschaft wird Gelände

Für die meisten von uns ist es das erstmal im Leben, dass man gezwungen ist, sich einen Geländeabschnitt in allen seinen Einzelheiten zu merken. Wir betrachten unsere Berge bald von unten, bald von oben, und es ist kein Grat und Gipfel, kein Saumweg und Fusspfad in der Region, die wir nicht abgeklopft haben. Die ganze Landschaft erhält für uns einen andern Sinn: Strassen und Wege, Bäche und Flüsse, Häuser und Hütten – alles hat der Verteidigung zu dienen, die Wege führen uns an bestimmte Ziele (deshalb muss man sie kennen), Bäche und Quellen geben uns Wasser, Häuser und Hütten Unterschlupf. Die Anhöhen aber geben uns Halt.

Wer da im Anfang noch die Gegensteigungen scheute, lässt sich nun von den Alpwegen alles gefallen. Gegensteigungen haben immer einen Sinn; denn die Leute, die schon vor Hunderten

von Jahren auf diesen Wegen gingen, hatten den sicheren Naturinstinkt in sich, den wir langsam wieder erwerben müssen. Es hat also seine Gründe, dass unser Pfad, der talwärts fallen sollte, sich plötzlich bergwärts wendet. Übrigens weisen uns auch die in den Bäumen hängenden Telephondrähte den Weg. Alle Vorwitzigen, die dem Weg nicht glauben wollten, haben indessen schon einen Pfad getreten, der hinunterführt; der letzte, der von dort unverrichteter Dinge wieder zurückkam, legte einen abgeholzten Strauch querüber, um seinen Nachfolgern den gleichen Irrtum zu ersparen. Wir bleiben also auf dem rechten Weg und klettern in eine tiefe Schlucht hinauf bis zu dem Punkt, wo man zwischen Wasserfällen den Bach überschreiten kann.

Die bescheidenen Feinschmecker

Der Appetit unserer Soldaten ist unersättlich; die Höhenluft trägt das Ihrige zu dieser gesunden Erscheinung bei. Aber so bescheiden die Tessiner in ihren Kantonnements-Ansprüchen sind, so sehr verstehen sie sich aufs Schlemmen. Die Feinschmeckerei ist hier auch

den bescheidensten Leuten geläufig. Es gibt fixe, findige Kerle darunter, die die Fährte jedes Wildes und den Ruf jedes Vogels kennen. Und kaum einer kehrt von seinen Streifzügen heim, ohne den Helm oder den Brotsack voll Schwämme zu haben. Risotto con funghi ist bei diesen Mannschaften keine Seltenheit. Und wenn die Jahreszeit günstig ist, geht die Küchenmannschaft auf die Schneckenjagd, wobei die eingeheimsten Leckerbissen nicht etwa für die Offiziere bestimmt sind, sondern für die Mannschaft selbst. Soweit ist alles in Ordnung. Hingegen mussten verschiedene Gerüchte kategorisch dementiert werden, wie zum Beispiel, eine Kompagnie habe in einer Sennhütte ein Forellenbankett veranstaltet, es sei Dynamit zum Fischfang verwendet worden und ein junger Leutnant habe mit der Pistole Rebhühner abgeschossen. Solches hat man nicht nötig. Die Truppe bekommt ausser dem Rindfleisch auch Schweinefleisch – zweimal gab's sogar Polio, von wegen einer Hühnerfarm, die liquidiert werden musste – und Schäfiges. Wir sind leider gezwungen, Nutzniesser einer schlimmen Erscheinung zu sein.

«Afia»

Mit diesem Wort, das ein wenig diabolisch klingt, bezeichnen sie hier die Maul- und Klauenseuche. Sie ist kurz nach uns hier eingetroffen, und bald waren die Strassen an den Eingängen der Dörfer mit feuchten Sägmehlstreifen gezeichnet. Bei den Alpengattern fand man Kübel mit einer Flüssigkeit, mit der man unter Zuhilfenahme eines Ginsterwedels die Schuhe zu waschen hatte. Aber das alles nützte nichts.

Auf einer Alp stossen wir bei einem Rundgang durch das Grenztal auf eine kleine Herde von abgemagerten Kühen, die trübselig und kopfhängend unter dem offenen Vordach des Stalles versammelt ist. Aus den Mäulern der Tiere fliesst weisser Geifer in langen Fäden herunter. Ein paar Schritte weit in der Wiese liegt ein verendetes Tier mit aufgedunsenem Bauch. Das ist die Seuche. Der Hirte hat sich achselzuckend in sein Schicksal ergeben. Er wartet schon seit zwei Tagen auf den Tierarzt, der viele Stunden weit hergeholt werden muss und an vielen Orten zugleich eingreifen sollte. Da und dort hat man auch Schweine- und Schafherden abgetan, und wo es ging, begannen die Veteri-

näre mit dem Impfen. Für die kleinen Bergbauern bedeutet diese Seuche ein grosses Unglück.

Kitzlige Wissenschaft

Kürzlich haben wir, der maggiore medico und ich, in einer kleinen Sennhütte übernachtet. Der Feldweibel, der hier die Stelle des Zugführers vertritt, liess uns ein Lager von Farnkraut richten. Es riecht in der Hütte ein wenig nach Flit. Er habe das Stroh verbrannt, erzählt er uns beim abendlichen Herdfeuer, und mit seiner Mannschaft im giftigen Rauch eine Gasmaskenprobe durchgeführt.

Seit jener Nacht ist mir klar, warum viele Männer dieser Gegenden die Gewohnheit haben, zum Schlafen die Hosen nicht auszuziehen. Am Morgen beisst mich etwas am Unterarm. Nicht so schlimm, belehrt der Feldweibel. Das seien nur Flöhe gewesen. Wanzen wären noch viel schlimmer.

Eine halbe Kompagnie hat ihr Barackestroh an die frische Luft befördert. Es sei nicht geheuer, sagen die Burschen. Doch hat niemand die kleinen Tierchen, von denen dabei die Rede war, mit eigenen Augen gesehen. Was

mich betrifft, so habe ich ein wichtiges Kapitel der Haustierkunde kennen gelernt, und wenn wir uns auch keiner persönlichen Bekanntschaft mit solchem Getier rühmen können, so wissen wir nun wenigstens etwas über seine Lebensgewohnheiten.

Übrigens ist das gar nicht so schlimm, wie man sich's in der Phantasie ausmalt. Und gar nicht so rückständig. Ich habe als Knabe (im ehrbaren Mittelland) manchmal eine alte Jungfer in einem alten Bauernhaus besuchen müssen. Sie sass strickend oder flickend am Fenster, und wenn ihr ein Schwabenkäfer vor der Nadel vorbeispazierte, pflegte sie ihn mit einem gütigen «Gang ewägg!» fortzuschieben.

In der Jagdhütte

Eine Kompagnie unseres Regiments hat im gleichen Alpdörfchen ihren Beobachtungsposten, wo der Kompagniearzt seine Jagdhütte besitzt. Was will man mehr? Auf diesem freien Ausblick, wo man den vielarmigen See von Lugano zu Füßen hat und jenseits des Tales die brüchigen Berge, die der Volksmund als die Zähne eines alten Weibes bezeichnet – auf

diesem Punkt möchte ich auch meine Jagdhütte oder mindestens doch meinen Beobachtungsposten haben. In der Strauchwildnis des Bergrückens wimmelt es, wie man hört, von Hasen. Aber die Jagd ist verboten.

Immerhin, in der Jagdhütte des Arztes ist es interessant genug. Die Wände sind bedeckt mit fröhlichen Zeichnungen, die ein Kriegsinvalides des letzten Weltkrieges in seiner Muse angebracht hat, ich weiss nicht mehr, ob es ein Deutscher war oder ein Franzose. Der Dottore hat uns zur Polenta eingeladen; vor der Hütte weidet sein Esel, der den täglichen Nachschub besorgt, und der Handbub, der dabei als Säumer amtet, ist gerade mit Feuern beschäftigt. Dann wird der hellgelbe, dickflüssige Brei auf eine geflochtene, flache Schale ausgeleert, und mit dem langen Holzmesser teilt der Gastgeber jedem seine Polenta-Schnitte zu. Etwas Braten ist dabei (ich sage nicht, von was). Das Beste aber kommt erst am Schluss: das ist die Calotta, die geröstete und gebackene Kappe von Polenta, die noch im Kessel drin steckt. Der medico schält sie sorgfältig vom eisernen Rand und Boden des Kochkessels ab und setzt sie auf den Tisch. Das ist die knusperige Krone dieser ländlichen

Mahlzeit. An Grappa und ähnlichen Dingen fehlt es da nicht; aber alle diese Säfte werden aus seltsam etikettierten Flaschen entnommen: alle Flaschen seines Vorratskammerleins tragen den Totenkopf und lateinische Aufschriften, nicht einmal die richtigen sogar, sondern einen Geheimcode. Wir müssen und dürfen blind vertrauen, wenn uns der Gastgeber Grappa einschenkt aus einer Flasche, die nach der Aufschrift zu schliessen, mindestens Schwefelsäure enthalten sollte.

Warum dieses Versteckensspiel? Er kann die Hütte nicht ständig beaufsichtigen. Man muss damit rechnen, dass unberufene Leute sie betreten und sich auch in der Vorratskammer zu schaffen machen. Wenn die Grappaflasche dann ehrlich mit «Grappa» deklariert ist, verschwindet sie auf Nimmerwiederssehen. Wenn etwas Lateinisches drauf steht, bleibt sie da – denn die Leute wissen, dass der Besitzer im Tal drunten Arzt ist und allerlei Arzneien und Gifte auch in seiner Jagdhütte aufbewahren könnte. Und wenn eine Flasche erst noch den Totenkopf und die gekreuzten Gebeine weist, dann wagen die Schelme erst recht nicht, daran zu rühren.

Dieser Doktor ist auch sonst ein vernünfti-

ger Mann. Er hat seine Talpatienten in der Kompagnie und kennt ihre Gebrechen und Bedürfnisse, er scheut sich nicht, sie aus der Behandlung fortzuschicken, wenn das Leiden auch gar zu geringfügig ist. Aber auf der Alp hat er an seine Soldaten gedacht. Die verheirateten Männer unter den Soldaten dürfen manchmal am Sonntag ihre Frauen kommen lassen. Für die Eheleute, die sich unter vier Augen sehen möchten, hat der Arzt im Wirtshaus ein Zimmer reserviert.

Das Weihnachtsschwein

Gestern habe ich zwei Schweine gekauft, eins für die Offiziere des Regimentsstabes, eines für die Stabskompagnie. Unser Schwein bildete seit Tagen das Tischgespräch; schon lange, bevor ich es gesehen hatte, wusste ich genau, es sollte nicht zu alt und nicht zu jung, nicht zu mager und nicht zu speckig sein. So tönnten die Meinungen allerseits. Wir fanden dann einen Soldaten heraus, der in der Nähe seinen Wohnsitz und Schweinestall hat, und kauften zwei stattliche, hübsche Tiere zum Tagespreis. Das eine gehört den Mannschaften, das andere den Offizieren. Die Küchenabfälle

reichen aus für zwei. Die Schweine dürfen in ihrem jetzigen Stall verbleiben, der Soldat, der sie uns verkauft hat, wird gleich die Fütterung und Wartung übernehmen. Er freut sich, dass er seine Schweine weiterhin selbst hirteln kann. Diese Schweine halten wir (ich muss das frei bekennen) nicht zur Zier, obwohl ich dem Schwein die Fähigkeit zutraue, eines Tages dem Haus- und Schosshund Konkurrenz zu machen, sondern sie werden voraussichtlich auf Weihnachten die Mittelpunkte eines bescheidenen Festes sein – wenn wir noch so lange dableiben, heisst das.

Schweine sind ziemlich kluge Tiere. Unsere beiden machten sich davon, als sie bemerkten, dass eine unbekannte Kommission zu ihrer Besichtigung an den Zaun herantrat. Dass man sie nur einfangen wollte, um ihr Gewicht festzustellen, konnten sie natürlich nicht wissen. Man einigte sich darauf, eins ums andere zu fangen und zu wägen. Und so geschah es, dass unser Soldat samt seiner Frau und einem Knaben und einem Adjutant-Unteroffizier dem blonden Borstentier nachjagte bis hinunter zum Bach und die Verfolger in dem weichgetretenen Schlamm des Ufers fast die Schuhe verloren. Welchen Anlass das Schwein in seiner

schlaun Strategie benützte, um zwischen den Häschern hindurchzuschlüpfen und grunzend das Freie zu gewinnen. Der Kampf dauerte einige Zeit, so dass sich aisgemach eine kleine Schar von Zuschauern zusammenfand und dem Schauspiel beiwohnte. Endlich brachten sie das widerspenstige, heulende Tier, am Schwanz und an den Ohren es haltend (wo könnte man denn ein Schwein sonst packen?), wieder in die Nähe des Stalles, wo ein Käfig mit Falltüre bereitstand, bugsierten es mit dem Stecken hinein und stellten das Ganze auf die Dezimalwaage. Leider gebrach es an Gewichtsteinen. Doch die Leute wissen sich zu helfen. Wir wogen zuerst irgendeinen hergeholten Stein, der dann als Gewicht diente und mit den geeichten Steinen hinreichte, um das Schwein zu wägen.

«Per bacco», rief der Adjutant neidisch aus, als wir fünfundneunzig Kilo errechneten, «das Schwein ist ja schwerer als ich.»

Das zweite Schwein hatte (auch darin zeigt sich seine Ähnlichkeit mit dem Menschen) aus dem Vorfall nichts gelernt, den es ungestört hätte beobachten können. Es hielt sich egoistisch abseits, während das erste eingefangen und gewogen wurde, weshalb die ganze Prozedur sich gleich darauf nochmals abspielte. Mit

dem einzigen Unterschied, dass der Adjutant herausfand, in diesem Fall habe er sich punkto Gewicht nichts vorzuwerfen.

Schulkinder beschenken uns

Man kann die Wohltätigkeit in Wäsche und Wollsachen organisieren. Vielleicht ist das auch an manchen Orten schon geschehen und ich traue allen, die dabei befehlen wollen, den guten Helferwillen zu. Bei uns ist aber ein Paket eingetroffen, das uns mehr freute als alle (vorgesehenen) Organisationen.

Eine Lehrerin aus Burgdorf sandte mir ein grosses Paket mit nagelneuen Socken und Pulswärmern, zur Verteilung an bedürftige Soldaten. Die Kinder hatten diese Wollsachen in der freien Zeit und in den Pausen gestrickt. Jedem Paar Socken, jedem Paar Pulswärmer war ein Briefchen angehängt, das nicht nur ein paar Zeilen enthielt, sondern auch eine Zeichnung: Soldaten, die auf den Bergen Wache halten.

«Lieber Soldat!», so lauten ungefähr diese Schülerbriefe, «wir stricken Socken und Mitli (so heissen die Pulswärmer auf bärndütsch) für

dich, damit du nicht frieren musst. Hoffentlich kommst du bald nach Hause.» Wir verteilten dann die Geschenke auf die Kompagnien. Der Herr Oberst befahl, dass jeder Soldat, der als glücklicher Empfänger auserkoren wurde, dem schenkenden Schulkind eigenhändig eine Postkarte zu schreiben habe. Die Lehrerin wird ihren Schulkindern das Italienisch unserer Soldaten schon übersetzen können.

«Füllest wieder Busch und Tal»

Wir haben einen schönen Herbstabend aus-
ersehen, um einen Infanteriezug zu inspizie-
ren, der in der Klubhütte in der Nähe eines
Gipfels haust. Es nachtet schon beim Ab-
marsch, wir steigen rasch durch den dunklen
Wald empor. Oben, auf den Weiden, leuchtet
uns der Mond. Mit silbernem Lichtschleier ver-
zaubert er die Abgründe, denen wir entlang-
schreiten, und die wildgezackten Berge links
und rechts. Der eisige Nachtwind von der Höhe
kühlt unsere Stirnen. Wir schreiten stunden-
lang aus ohne Halt. Die kleinen Lichtnester in
der Ebene verschwimmen immer mehr zu ei-
nem mattglänzenden Nebel, je höher hinauf wir
kommen.

Wozu gehen wir diesen Weg, wozu schreiten wir bergan, Pistole links und Kartentasche rechts, wie es die Vorschrift will? Nicht als Touristen sind wir da, sondern als Arzt und als Quartiermeister, verantwortlich für zweitausend Mann, und hier besonders für die vierzig Soldaten, die unterhalb der Gipfelwand bei den Maschinengewehren wachen.

Nun stehen wir auf dem Grat. Über uns weitet sich ein blaugrüner, tiefer Nachthimmel; das Sternbild des Grossen Bären sticht trotz des Mondscheins hell daraus hervor, schön geordnet wie in unvordenklicher Zeit nach heiligem Befehl. Wie eindrucksvoll steht die grosse Ordnung der Sterne über uns! Nur unser eigener Planet geht auf schlimmen Bahnen. Der kleine Fleck, den unser Land darauf einnimmt, soll uns nie, nie, nie streitig gemacht werden. Darum sind wir da, wir an der Grenze.

Wie ich ins A.H.Q. kam

Wenn man bei der Truppe dient, so kümmert man sich in der Regel einen Teufel um die höheren Stäbe. Man erhält täglich die papiernen Früchte ihrer Arbeit, in Schüben, «in Exemplaren bis zur Einheit», und kommt sich zum Beispiel in einem Regimentsbureau geradezu als Briefkastenonkel vor, wenn man all dieses Papier auf die unterstellten Einheiten verteilen muss. Von der Existenz des Armeestabes wusste ich wohl, aber nichts von seiner Zusammensetzung. Man war nicht einmal genau darüber im Bilde, wo er sich befand.

Nun erfuhr ich eines Tages durch eine der Indiskretionen, die das geistige Tagesbrot vieler Verwaltungen sind, dass ich anscheinend in den Armeestab abkommandiert werden sollte. Viele Wochen hörte man dann nichts mehr, doch eines Tages war der Befehl da. Meine Kameraden beneideten mich ein wenig. Nicht wegen des hohen Stabes, sondern wegen der Ortsveränderung; denn in den ersten Monaten der

Grenzbesetzung hatte unser Regiment stets denselben Standort, und es wäre wohl mancher gern für ein paar Wochen weggefahren.

Mein Kommandant erhob keinen Einspruch, obwohl er mich gerne behalten hätte. Und so fuhr ich an einem trüben, regnerischen Oktobertag durch den Gotthard und meldete mich im Bundeshaus in Bern bei Oberst Hasler, dem damaligen Chef der Abteilung Presse und Funkspruch, einer hohen Gestalt, die durch ihre Ruhe und weise Überlegenheit imponierte.

Zunächst musste ich mich in die Sache einarbeiten. Alte Bekannte von der Feder waren in der Abteilung tätig, die sich hauptsächlich mit der Zensur der Zeitungsberichte befassten. Da waren Journalisten in Uniform, einer als Hauptmann, ein anderer als Füsilier, ein dritter als intellektueller HD mit der eidgenössischen Armbinde. Leider verbietet mir der «Grunderlass», der damals schon einige Wochen in Kraft war, mehr darüber zu erzählen. Ich atmete während Tagen die Verwaltungsluft des Bundeshauses und genoss zwischenhinein die schöne Aussicht gegen den Gurten.

Die Aufgabe, die mir zgedacht war, hätte freilich nicht angenehmer sein können. Ich hatte gerade das zu tun, was ich am liebsten

tat: Zeitungsberichte über die Armee zu schreiben, und zwar sollte ich mein Zelt im Armeehauptquartier aufschlagen. Und was mich an der neuen Tätigkeit besonders freute: Ich hatte kein Geld mehr zu zählen. Der Dienst eines Quartiermeisters ist schön und abwechslungsreich. Den Einheiten und den vorgeschobenen Posten nachzugehen, um ihre Küchen- und Verpflegungsverhältnisse zu überprüfen, war eine Freude. Aber das Geldzählen ist mir immer auf die Nerven gegangen, obschon ich mich über Kassadifferenzen nicht zu beklagen hatte. Und im Anfang war es noch gegangen, als wir Schachteln mit nagelneuen Fünfernoten bekamen, die seit dem Jahr 1921 kein Mensch angerührt hatte; später war das Geld, das wir erhielten, wie alles übrige, nämlich zerknittert und schmutzig. Aber Geld ist Geld, ob es sauber ist oder nicht – und nie war das Händewaschen so befreiend, wie nach dem Zählen von ein paar tausend Fünflibern und Banknoten. Das sollte nun vorerst aufhören.

In einer der Nächte, die ich in Bern verbrachte, hatte ich einen seltsamen Traum, der mir viel zu denken gab, dessen Deutung mir

aber nie gelungen ist. Als Knabe und Gärtnersohn sollte ich in einem grossen Haus eine kostbare Blumenpflanze abliefern, hatte mich aber verspätet und verirrt. In einem langen Korridor sah ich eine Reihe von Männchen stehen. Es waren automatische Zwerge, die auf runden Holztellern standen. Sie machten eckige, sozusagen automatische Bewegungen. Ihre Reihe setzte sich die Treppe hinauf fort.

Diese Männchen boten einander unablässig Blätter hin und schienen überhaupt nichts anderes zu tun. Jeder besah das Blatt einen Augenblick, bevor er es weitergab, und griff mit der freien Hand in den Text. Was die Zwerge einander boten, waren Zeitungen und andere gedruckte Sachen. Eigenartig war nun, dass jedes Männchen von dem Blatt, das es in der Hand hielt, einen grossen Buchstaben oder ein paar kleinere oder auch ganze Zeilen wegnahm und in den Mund schob, so dass die Zeitung, wenn sie durch alle Hände gegangen war und oben auf der Treppe beim letzten Männchen anlangte, weiss und gewaschen aussah wie ein unbeschriebenes Blatt. Von dieser Nahrung schienen die Zwerge aber nicht satt zu werden, und man bemerkte nicht, wo die verschlungenen Buchstaben und Zeilen hinkamen. Da

stand ich nun in meiner grünen Schürze mit der Pflanze im Armwinkel und wollte nach dem Weg fragen. Aber die Männchen achteten nicht auf mich, und ihre Teilnahmslosigkeit war beängstigend.

Der Rest des Traums ist mir nicht mehr genau gegenwärtig. Ich erinnere mich nur noch daran, dass der nächste Zwerg mir die schöne, mit Blumen behangene Begonie wegnahm und sie den andern weiterbot und jeder davon eine Blüte oder ein Blatt in den Mund schob und zuletzt von der ganzen Pracht nichts mehr da war, so dass ich grosse Furcht empfand, zum Vater heimzukehren, ohne den richtigen Empfänger des Geschenkes gefunden zu haben.

Der erste Offizier, den ich im A.H.Q. an einem trüben Nachmittag gegen Ende Oktober vom Bahnhof kommend antraf, war auch ein «Grüner», ein Quartiermeister im Armeestab. Aber wenn ich glaubte, willkommene Aufnahme zu finden, so täuschte ich mich gewaltig.

«Das Dorf ist voll. Ihr reiset am besten dorthin zurück, woher Ihr gekommen seid», riet er.

Es schien tatsächlich schwierig, ein Zimmer zu finden; aber in der Nähe leben doch ent-

fernte Verwandte, die sind auch für etwas gut. Diesmal wurde ich nicht enttäuscht. Ganz in der Nähe war ein Zimmer frei in einem alten Berner Bauernhaus, ein Bach rauscht daran vorbei und vor der Küchentür plaudert ein Brunnen. Sogar eine eigene Treppe und eine eigene Haustür hatte ich, und freundliche Gastgeber mit etlichen unverheirateten Töchtern, die «ihrem Hauptmann», wie sie mich scherzweise nannten, alles zuliebe taten, was man von bernischer Gastlichkeit billigerweise erwarten darf, vom elektrischen Öfeli bis zum Apfel auf dem Nachttisch. Dann machte ich mich auf die Suche nach einem Arbeitsplatz, nach einer Schreibmaschine, nach einem Telephonanschluss, nach einer Bureauordonnanz, bestellte einen Stempel «Pressebureau A.H.Q.» (denn Stempel sind nun einmal wichtig), verlangte einen welschen und einen Tessiner Mitarbeiter, meldete mich beim Generalstabschef und begann mit meiner Arbeit.

Liebenswürdige Kameraden waren ebenfalls bald gefunden. Was nur in wenigen Einheiten sichtbar wird, ist im Armeestab so auffällig wie in der Bundesverwaltung: da waren Deutschschweizer, Welsche und einige Tessiner in buntem Durcheinander. Die ganze

Schweiz war da beisammen. Nur darin unterschied sich ein Offizierstisch im Armee-Hauptquartier von der Truppe – und darin noch, dass hier die Obersten etwas zahlreicher waren als irgendwo. Kaum hatte ich mich von meinen Tessiner Kameraden losgelöst, stand ich schon mitten in einem neuen Kreis – und so kam ich ins A.H.Q.

Bei Tisch sprach man viel französisch, aber ich muss das alte Greuelmärchen berichtigen, das da sagt, die Deutschschweizer verstünden eher Französisch als die Welschen Deutsch. Das Gegenteil ist richtig, wenigstens für die Kreise dieser Offiziere, die ganz vorzüglich Deutsch verstanden. Der Unterschied liegt vielmehr darin, dass in der deutschen Schweiz ein grösserer Teil des Volkes gute französische Anfangskenntnisse hat als umgekehrt. Aber die Welschen, die einmal Deutsch gelernt haben, verstehen im Allgemeinen besser Deutsch als wir Französisch.

Übrigens sollte unsere Schule, wenn die fremdsprachigen Kenntnisse auch den Zweck haben sollen, dass der Schüler sich später in einem welschen oder tessinischen Milieu zurechtfinde, auch die Sprache des täglichen Lebens lehren. Da lesen wir Molière und Voltaire, aber wir verstehen nicht, was die beiden

Welschen am Tisch drüben zueinander sagen; denn sie reden nicht Literatur, sondern eine Umgangssprache, die von der Académie française vielleicht noch nicht anerkannt ist. Also beginnt man von vorne zu lernen: bouffer, aller à la bouffe: essen, zum Essen gehen (vielleicht heisst es eher «fressen»); fder: weggehen. Gleich ist es mir im Tessin ergangen, wo zum Beispiel die Verneinung mit «non» fast nie gehört wird; denn man sagt «mica», kaum, und «niente» gibt's auch fast nie, es heisst «nagott». Wenn also unsere vielgerühmte sprachliche Ausbildung einen eidgenössischen Sinn haben soll, muss man diese Dinge neben Corneille und Dante auch kennen lernen. Aber das nur nebenbei.

In dem neuen Milieu musste man sich erst zurechtfinden. Das war nicht leicht, es trägt ja alles die Marke «Geheim». Nach und nach bekam man's heraus, wer im Greisenasyl, wer im Ferienheim, wer im Primarschulhaus und im Sekundarschulhaus seinen Sitz hatte, welche Gruppe im «Hirschen», welche im «Bären», in der «Krone» oder im «Bahnhof» zu speisen pflegte, wo die Arztvisite stattfand und wo man einen Wagen für die Reise bestellen konnte. Mit den Autos ist es dann rasch bergab ge-

gangen. Lange vor der Zivilbevölkerung und der Truppe hatte der Armeestab sein hartes Benzin-Sparsystem; denn der gestrenge Sparoffizier nistete sich zuerst hier ein.

Im Übrigen ist das Leben im A.H.Q. vom Leben der Truppe nicht sehr verschieden. Nur dass jeder seine eigene Aufgabe hat, dass selten alle, die zusammengehören, auch wirklich beisammen sind. Die meisten Offiziere kommen aus der Truppe und kehren wieder zu ihr zurück. Um die Gewohnheit nicht zur beherrschenden Macht gelangen zu lassen, wurde bald dieses, bald jenes Bureau verlegt, was immer einen willkommenen Anlass bot, die aufgelaufenen Aktenstöße der Papierfabrik oder der läutern- den Flamme zu übergeben.

Der General

Die Schweizer Armee hat nur einen General, den General. Er verkörpert nicht bloss die Armee, sondern das ganze Volk, den Willen des ganzen Volkes zur Selbstbehauptung, zur Verteidigung, zur Bewahrung der Ordnung und der Freiheit. Er ist viel mehr als ein Truppenführer – er bedeutet das Symbol des Schutzgeistes, und darum wird auch sein Bild vielleicht etwas zu eifrig vervielfacht.

Den General umgibt ein Geheimnis – ein gewolltes Geheimnis, nämlich das militärische. Sein Sitz liegt abseits von der Landstrasse, irgendwo im bernischen Mittelland in einem alten Herrenhaus mit steilem, altfranzösischem Dach.

Das Militärauto trägt mich auf der nassen, schwarzen Asphaltstrasse übers Land. Dann biegt der Wagen in eine halb entblätterte, etwas triste Allee ein, rollt über die steinerne Schwelle eines schönen, alten Gartenportals und hält vor dem Hause mitten im Park. Eine Schildwa-

che steht davor, einige Ordonnanzen sind in der Nähe, das ist alles.

Ein Adjutant begleitet mich nach kurzem Warten in das Arbeitszimmer des Generals, einen geschmackvollen, geräumigen Salon aus der Glanzzeit des bernischen Patriziats. Der Oberbefehlshaber empfängt mich an seinem Schreibtisch. Meine Antwort auf die Frage nach meinem Begehrtönt etwas naiv; ein freundliches Lächeln entspannt sein wetterhartes Gesicht, als ich sage: «Ich möchte meinen Lesern mitteilen, wie man eine Armee kommandiert.» Denn es ist durchaus nicht jedermann klar, was der Oberbefehlshaber der Schweizer Armee zu tun hat, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln er seine Befehlsgewalt ausübt.

General Guisan antwortet mir in untadeligem Deutsch.

«Der General muss über alle wichtigen Probleme des Landes im Bilde sein. Nicht nur die militärischen Fragen beschäftigen ihn, die Kriegswirtschaft ist für ihn ebenso wichtig. Dafür ist ein enger Kontakt mit dem Bundesrat notwendig. Bei meiner Tätigkeit muss ich immer das Ganze im Auge behalten, muss die Sache gewissermassen von oben betrachten.

Für die Führung der Armee verkehre ich nur

mit wenigen Personen direkt, nämlich mit dem Chef des Generalstabes, mit dem Chef der Ausbildung und mit den Truppenkommandanten, das heisst mit den Kommandanten der drei Armeekorps, den unmittelbar der Armeeleitung unterstellten Heereseinheiten und der Flieger- und Fliegerabwehrtruppen. Für die Truppenführung ist es sehr wichtig, dass der General direkt mit den Kommandanten der Armeekorps verkehrt. Ich will die Armee in der Hand haben.»

Alle kommen mit ihren Anträgen zum General, und er entscheidet. Der General hat in der Hauptsache die Entschlüsse zu fassen und die Entscheidungen zu treffen. Die nötigen Unterlagen für die Entschlüsse werden vom Generalstabschef und seinen Unterstabschefs und vom Generaladjutanten ausgearbeitet. Der Generalstab trifft alle Vorbereitungen für Truppenverschiebungen, für Entlassungen und Aufgebote, sowie für alles, was die Armee benötigt. Der General verlangt die Aufgebote dem Gesetz zufolge vom Bundesrat, und dieser ordnet sie an.

«Sie besuchen die Truppen regelmässig?»

«Von zwei Tagen gehört, wenn immer möglich, einer der Truppe. Ich verwende also die

Hälfte meiner Zeit für sie. Für die Führung ist der persönliche Kontakt mit der Truppe unerlässlich. Leider ist es mir aus Zeitgründen nicht möglich, alle Kompagnien zu besuchen, obschon ich weiss, dass die Leute es sehr schätzen, wenn der General kommt. Meist muss ich mich mit Stichproben begnügen, besichtige hier eine Kompagnie, dort eine Befestigung, um Einblick in die Arbeit unserer Truppen zu erhalten. Länger als einen Tag oder zwei kann ich aufs Mal nur schwerlich von meinem Kommandoposten wegbleiben, sonst häuft sich die Arbeit hier allzu sehr.»

«Was für einen Eindruck erhielten Sie von der Arbeit der Truppen?»

«Im Allgemeinen ist der Eindruck, den ich erhalten habe, ausgezeichnet. Ich konnte feststellen, dass überall mit grossem Ernst, Fleiss und Verständnis gearbeitet wird. Die Leute wissen überall, um was es geht. Auch der Geist unserer Truppen ist vorzüglich.»

«Gibt es noch viele Unterschiede in der Ausbildung der Divisionen?»

«Gewisse Verschiedenheiten sind vorhanden, aber ich betrachte sie als unwesentlich. Die Hauptsache ist die unité de doctrine, die Übereinstimmung und Einheitlichkeit in der

Auffassung von der Führung. Ich habe kürzlich Weisungen herausgegeben, die insbesondere für die Kampfführung in der Verteidigung die einheitliche Auffassung schaffen sollen. Die unité de doctrine ist in der Armee hergestellt; sie zu pflegen und auszubauen, ist die Aufgabe des Leiters der Ausbildung.

Übrigens kommen zu den Besichtigungen der Truppe noch meine Besuche bei den Kantonsregierungen, die ich als wichtig erachte. Ich habe bei den Grenzkantonen begonnen, die übrigen kommen später dran. Die Schweiz ist zwar klein, Herr Hauptmann, aber für den General ist sie gross.»

«Wie stellt sich heute das Verhältnis zwischen dem Militärdepartement und der Armeeleitung dar, nachdem die meisten Dienstabteilungen des E. M. D. unter Ihren Befehl getreten sind?»

«Das Militärdepartement hat heute die Aufgabe, die Armee zu versorgen. Das ersehen Sie zum Beispiel aus der Tatsache, dass die Kriegstechnische Abteilung immer noch dem Militärdepartement unterstellt ist, und nicht dem General. Der General muss alles Material, das er zur Erfüllung seiner Aufgabe braucht, seien es Waffen, sei es Bekleidung, seien es Lebensmittel, Motortreibstoffe oder Geld, dort ver-

langen. Kurz gesagt, das Militärdepartement ist der Versorger, die Armee ist der Konsument.»

«Nun hätte ich noch gerne erfahren, wie Sie Ihre Zeit einteilen.»

«Ich habe meine militärische Tagwache und stehe, wie der Soldat, morgens um sechs Uhr auf. Als Sportsmann nehme ich zuerst meine täglichen Turnübungen vor. Nach dem Frühstück lese ich die Berichte der Generalstabsabteilung über die allgemeine Lage und ein paar Zeitungen. Dann arbeite ich einige Stunden in meinem Bureau, meine Adjutanten kommen einer nach dem andern zum Vortrag. Vor dem Mittagessen oder am frühen Nachmittag pflege ich ein wenig zu reiten. Nachher kommt die Korrespondenz. Ich verlasse abends meinen Schreibtisch nicht, bevor er ‚abgeräumt‘ ist. Manchmal wird es spät. Freie Zeit gibt es für mich kaum.»

«Sie haben Ihren Standort wohl hier auf dem Lande gewählt, um Ruhe zu haben?»

«Ich wollte nicht im Stadt-Hotel wohnen. Mir als ehemaligem Landwirt ist die Ruhe und gesunde Luft des Landes für erspriessliche Arbeit ein Bedürfnis. Die räumliche Trennung vom Hauptquartier des Armeestabes hält mich ausserdem vom Grossbetrieb fern, und es wird

auch nicht jeden Augenblick an meine Tür geklopft.»

Dann erzählt General Guisan lächelnd vom Haushalt seines persönlichen Stabes: «Ich lebe hier mit meinem kleinen, persönlichen Stab zusammen. Wir bilden eine Familie. Ein Militärkoch besorgt die Küche. Ich will sie sehr einfach haben. So werden wir von unserer Arbeit am wenigsten abgelenkt.»

«Sie erhalten, wie ich hörte, sehr viele Briefe?»

«Ja, ich habe eine sehr grosse Korrespondenz mit Leuten aus allen Landesgegenden und Ständen – und jeder Brief muss beantwortet sein. Manche Briefschreiberinnen und Briefschreiber scheinen zu glauben, ich sei der liebe Gott oder ein Zauberer, der jeden Wunsch erfüllen könne. Viele Briefe stammen von Soldatenfrauen. Die eine will ihren Mann zurückhaben, die andere wünscht, dass ich ihren entlassenen Mann wieder einberufe, weil er sich nicht gut aufführe! Eine Bauerntochter schrieb kürzlich: ‚Behalten Sie den Vater, aber geben Sie uns wenigstens den «Fuchs» zurück!‘ Am fröhlichsten sind die Briefe der Buben und Mädchen, die ich sehr gern lese und womöglich beantworte.»

Wir sprechen von der Zivilbevölkerung, der Landwirtschaft, der Industrie und ihren Bedürfnissen, und ich stelle die Frage, ob sich unsere Zivilbevölkerung wohl genügend Rechenschaft gebe über den Ernst der Situation.

«Man sollte es dem Volk immer wieder sagen, dass die heutige Lage für uns viel schwieriger ist als im Weltkrieg 1914–1918. Die Landesausstellung hat unserem Nationalgefühl und Nationalstolz neuen Halt gegeben, doch sollten wir nun mit dem Festen aufhören. Wir müssen uns vor Augen halten, dass die Armeen der Grossmächte infolge der Motorisierung eine ausserordentlich grosse Stosskraft besitzen, die uns eines Tages überraschen und sehr gefährlich werden kann. Wir müssen stets für alle Möglichkeiten gewappnet sein. Die Opfer, die der Schweizer heute zu bringen hat, sind nichts im Vergleich zu denen, die unser warteten, wenn unser Land Kriegsschauplatz würde.

Und noch etwas. Sagen Sie Ihren Lesern, dass wir nur so lange für neutral gehalten werden, als wir uns neutral verhalten. Es wird im ganzen Land zuviel geschwätzt, es wird zu viel dumm geschwätzt, vor allem in den Wirtschaftshäusern, auf den Bahnhöfen, in den Eisenbahnzügen. Es kann bei uns jeder denken, was

er will, und es soll so bleiben. Beim Reden kommt es aber darauf an, wer zuhört, und bei der grossen Zahl von Ausländern, die wir in der Schweiz haben, können aus dummem Geschwätz Missverständnisse und aus Missverständnissen grosse Gefahren entstehen. Darum muss sich die Zivilbevölkerung in ihrem Meinungsaustausch, in der Äusserung ihrer Sympathien oder Antipathien vor Unbekannten viel mehr Zurückhaltung auferlegen.

Statt zu schwatzen, wäre es besser, wenn jeder Einzelne sich genau vergegenwärtigen würde, was für ihn und für das ganze Land ein feindlicher Einfall zu bedeuten hätte. Jeder muss sich für einen solchen Augenblick – von dem wir hoffen, er komme nie – innerlich und äusserlich vorbereiten.»

Dann wendet sich unser Gespräch zu dem Empfang hin, der General Guisan anfangs November im Tessin zuteil wurde. Er fuhr, trotz Schnee und Schneetreiben mit dem Automobil über den St. Gotthard. Nachdem sein Wagen vorbei war, wurde die Strasse zur Überwinterung geschlossen. In Airolo erwartete ihn die Tessiner Regierung, und dann ging's wie in einem Triumphzug talabwärts bis nach Chiasso. Überall standen Schullehrer und

Pfarrherren mit den Kindern am Weg und riefen: «Evviva il Generale, evviva la Svizzera, evviva Guisan!» In Giornico musste der General anhalten, um beim Schlachtendenkmal die Schulkinder zu begrüßen. Im Ceneri-Gebiet, in Bellinzona, in Melide und Mendrisio erwarteten ihn nebst der Bevölkerung Tessiner Einheiten, die ihm einen sehr guten Eindruck machten, und in Chiasso besichtigte er auch das Grenzwächterkorps.

«Sie haben letzten Sonntag dem famosen Länderspiel Italien-Schweiz in Zürich beigewohnt. Sind Sie ein Freund des Sports?»

«Unsere Leute haben sich am Sonntag sehr tapfer geschlagen. Sie gehören alle zur Truppe. Ich habe jedem Spieler einen Tag zusätzlichen Urlaub gegeben. – Der Sport bedeutet für das Training unserer Armee viel, wenn er nicht übertrieben wird. Ich habe mich immer mit Sportfragen beschäftigt und auch selbst stets etwas Sport getrieben. Ich spüre die guten Rückwirkungen des Sports an mir selbst.»

«Die Verantwortung für unsere gesamte Landesverteidigung», so schliesst der General, «ist nicht leicht zu tragen. Darum ist mir das grosse Vertrauen und die Liebe des Volkes eine starke Stütze.»

Meine Stunde ist um. Ich melde mich ab und bemerke beim Hinausgehen einige hohe Offiziere, die sich inzwischen in den Vorräumen versammelt haben und auf eine Audienz warten.

Wie soll ich das Erlebnis dieser Stunde ausdrücken? Auf den Schultern des Generals, eines trotz seinen sechzig Jahren sehr elastischen und jugendlichen Mannes, ruht das Schicksal unseres Landes und Volkes in dieser Kriegszeit. Seine vornehme Wahrhaftigkeit, die menschliche Wärme seiner Worte, das Fehlen jeder Machthaberallüre nehmen den Untergebenen ein für allemal für ihn ein. Dieser einfache, kultivierte, grundgescheite Waadtländer ist vor allem ein menschlicher Oberbefehlshaber, der im Soldaten den Menschen und Bürger achtet, ohne darum von ihm Geringeres zu fordern; ein Lenker, der seine Gewalt weise gebraucht. Und eine Persönlichkeit, von der eine strahlende, auch den letzten Mann erreichende Kraft ausgeht. Der mächtigste Mann der Schweiz – ihr erster Soldat.

Bei den Grenztruppen

Unsere Grenztruppe ist keine besondere Sorte Militär, und doch ist ihr Dienst in mancher Beziehung dem altgewohnten militärischen Erlebnis entgegengesetzt. Militärdienst – das bedeutete früher Wegsein von Zuhause, möglichst weit, es bedeutete Marschieren, Kantonemente wechseln, wieder marschieren. Dieses Bild mag auch heute noch einigermaßen zutreffen für die beweglichen Truppen. Für den Grenzschutz liegt die Sache anders, er hat darum seine Besonderheit nicht nur in der militärischen, sondern sozusagen auch in der seelischen Situation.

Zahlreich sind die Soldaten, die nur eine bloße Fussgängerstunde vom heimischen Herd entfernt der Wache obliegen. Andere wieder erreichen ihre Familie in einer Fahrradstunde oder zwei, und etliche behalten sogar das Dorf, in dem sie wohnen, im Gesichtskreis ihres Wachtpostens. Sie können wenig marschieren, die Grenzschutzleute; denn ihre erste

Arbeit war die Vorbereitung von Stellungen. Sie vergessen darob zwar nicht, dass sie Soldaten sind – die täglichen Übungen im Turnen und an den Waffen und der innere Dienst halten den militärischen Geist wach. Dazu noch etwas weiteres, Fundamentales: In dieser Truppe finden wir nicht nur lauter jüngere oder lauter ältere Leute wie in den Bataillonen des Auszuges oder der Territorialtruppen, sondern alle Lebensalter.

Die Mischung der Altersklassen hat den Vorteil, dass man in der Truppe alle Abstufungen der Lebenserfahrung und der Berufe findet. Der Mann formt sich sein Leben zumeist erst im Landwehralter – das ist die Zeit, wo er sein Heim, sein Unternehmen gründet; der Landsturmmann füllt auch im Zivilleben einen geachteten Platz als erfahrener Arbeiter und beruflicher Könnner aus. Der militärische Nachteil, den diese Truppe im Augenblick ihrer neuen Zusammensetzung aufwies, war die Ungleichheit in der Ausbildung an den Waffen. Die Grenzschutzkurse der letzten Jahre und der jetzige Aktivdienst haben diese anfänglichen Unterschiede völlig ausgeglichen. Die Kommandanten staunten oft über die Raschheit, mit der die älteren Wehrmänner die Handhabung der modernen Waffen erfassten.

Ein wesentlicher Teil der Tätigkeit unserer Grenztruppen war der Ausbau der Stellungen. Auch da bot die Mischung der Altersklassen interessante Vorteile. In den Truppen befinden sich Wehrmänner der verschiedensten Grade, die im Zivilleben als Architekten oder Bauführer, als Baumeister oder Unternehmer tätig sind. Was lag näher, als diese Berufsleute mit den militärischen Aufgaben zu betrauen, die ihrer zivilen Vorbildung entsprachen? Der Ausbau der Stellungen erheischte zunächst die Schaffung von Baubureaus in den Regimentern oder Bataillonen – bald waren es Offiziere, bald Unteroffiziere, bald Soldaten, die mit der Leitung dieser Baubureaus betraut wurden. Da waren Pläne zu erstellen, Verhandlungen mit den Grundbesitzern zu pflegen, es war Material für die Bauten zu beschaffen.

So verschieden die Benutzung von Grundstücken für die Anlage von Befestigungen ist, so sehr erfreut die Truppe das Entgegenkommen der Grundeigentümer an allen unseren Grenzen. Mancher Grundbesitzer, mancher Villenbesitzer opferte bereitwillig seinen Acker, sein Badehäuschen, sein Gartenhaus, wenn es galt, einen Bunker auf seinem Gelände zu errichten, Stacheldrahtverhaue oder Tanksper-

ren aufzustellen. Die Truppe und die Zivilbevölkerung arbeiten im engsten Einvernehmen zusammen. Denn jedermann weiss, dass es um die Unabhängigkeit unseres Landes geht.

Da war ich kürzlich bei einem Grenzschutzkommandanten auf Besuch. Ich übernachtete im Hotel des Grenzstädtchens und wurde am frühen Morgen durch ein vielstimmiges Geschnatter von Gänsen und Enten und in allen möglichen Tonlagen krähende Hähne geweckt. Als ich beim Frühstück sass, ging die gleiche Musik wieder los, nur diesmal viel lauter und näher, die Hähne krächten, was das Zeug hielt, und in den Chor der höheren Sopran-Stimmen mischten sich die Altstimmen und Bässe der Enten. Der Ornithologische Verein veranstaltete eine Ausstellung, erklärte mir die Saaltochter, und zwar im Tanzsaal des Hotels, weil die Turnhalle vom Militär besetzt sei.

Dann führte mich der Bataillonskommandant mit dem Auto ein Stück weit der Grenze entlang, deutete hier und dort auf grüngestrichene «Villen», die bald mitten in einem Dorf, bald in der Nähe von Strassenkreuzungen und in bergansteigenden Schluchten sichtbar

wurden: «Da kommt man nicht so geschwind durch.»

Er erzählt von der Bevölkerung des Grenzabschnittes, die viele wirtschaftliche Opfer auf sich zu nehmen hat, aber unentwegt immer wieder neue Opfer bringt. Rührend ist die Bereitwilligkeit eines Invaliden, eines Mannes, der in seiner Jugend Militärdienst getan, aber durch einen Unfall ein Bein verloren hat. Dieser Mann mit dem hölzernen Bein liess sich, als er sich beim Hilfsdienst stellte, keineswegs abweisen. Er will Wache stehen und will am Maschinengewehr arbeiten wie jeder andere. Der untersuchende Arzt möchte dem Mann seine Freude nicht nehmen und sagt: «Sie haben wenigstens den Vorteil, nur an einem Bein zu frieren.»

Heimat wird Festung

Einen ganzen Wintertag lang bin ich in meiner alten Heimat gewesen. Nicht bloss im Dorf – dort war ich oft, es zog mich von Zeit zu Zeit wieder hin, und es zählte zu den schönsten Abwechslungen in meinem Leben, hin und wieder auf der warmen Ofenkunst des Elternhauses zu sitzen. Diesmal ging ich um das Dorf herum, durch Wald und Felder, auf den Berg und ins Holz, wo ich früher jedes Weglein auswendig gewusst und von den grossen, stattlicheren Bäumen viele sozusagen persönlich kannte. Denn das Heimatdorf ist ganz anders geworden. Um es mit einem Wort zu sagen: das Dorf ist heute eine Festung.

Haben wir nicht als Knaben alle Eichenwäldchen, Fluren und Berghänge durchstreift? Wir kannten im Umkreis jede Kies- und Abfallgrube, jedes Gehöft und jedes Gratweglein auf den Anhöhen. Manchmal in den Geschichtsstunden eines militärisch denkenden Lehrers versetzten wir uns in die Zeit zurück, wo sich

fremde Heere bei unserem Heimatdorf aufs Haupt schlugen. Ich kann euch am Waldrand heute noch die Schanzen zeigen, die die Franzosen vor 140 Jahren dort aufgeworfen haben – nur sind sie verwachsen, aber sie sind noch da. Und die Stelle, wo der französische General eine Schiffbrücke über den Fluss schlug, kennen wir genau. Dieses Land ist durch die Natur gezeichnet als Treffpunkt der Streitkräfte, wenn ein fremdes Heer in unser Land einbrechen wollte. Tuschelten wir nicht damals einander die düstere Sage zu vom Weltuntergang und von einer Schlacht, bei der so viel Blut fließen werde, dass es den Pferden bis an die Fesseln reiche? Nein, dieses schöne, liebe Land und Dorf, die Heimat muss uns erhalten bleiben – unsere Armee wird dafür sorgen.

In der dunklen, kalten Frühe durchschritt ich die vertrauten Strassen, vom Bahnhof kommend. Wie hat sich doch manches geändert in meinem Dorf! Da und dort hat ein Haus einen neuen Verputz bekommen. Der Coiffeur leistete sich eine marmorne Fassade – dem ist's offenbar zu wohl –, die Velohandlung von einst hat sich in eine Grossgarage verwandelt. Und der Sattler ist auch modern geworden, in seinem Schaufenster blinken teure Ledersachen mit

Reissverschlüssen, wo einst Sättel, Tornister und dergleichen Dinge lagen. Aber ein paar alte Häuser sind gleichgeblieben und haben ihren eigenen Geruch behalten, auch die Tafel, die wir als Sekundarschüler viel belachten, hängt noch da, «Hafnerfuss-Weg» heisst es darauf, und sollte doch «Hafner-Fussweg» heissen. Doch was tut das zur Sache!

Der Kommandant empfängt mich in seinem Bureau im alten Gasthaus. Ich bin, nebenbei bemerkt, als Soldat hier, sonst hätte man mich ja gar nicht hereingelassen. An den Wänden hängen grobe Vergrösserungen der üblichen Landkarte, und darauf finde ich in einem Augenblick, wo er ins Telephon sprechen muss, all die vertrauten, vergessenen Namen unserer Fluren wieder: In der Rossmatt, in der Sucheren, im Schachen, im Elliloo, im Zelgli, im Haldenholz, im Kappeli, im Langen Moos, im Kilchstig, in den Hungeräckern, im Brotkübel, im Grüt, im Juch, im inneren Kreuz und im äusseren Kreuz!

Die Karte ist mit allerlei Zeichen bedeckt, blauen und grünen. Das sind offenbar Baulichkeiten, die die Truppe sich vorgenommen oder schon ausgeführt hat.

Die grosse Mauer

«Sie haben wohl unsere Mauer bemerkt, die sich durch das Dorf zieht», bemerkt der Kommandant. «Das ist aber nur ein Teil unserer Arbeit. Übrigens haben wir schon für eine eigene Wasserversorgung innerhalb der Mauer Vorkehrungen getroffen. Denn bei einem Artillerie-Angriff kann uns das Wasser, das vom Berg kommt, abgeschnitten werden.»

Dann beschreibt der Oberst mit dem Zeigefinger eine Linie auf der Karte: «Hier die Mauer um den Dorfkern. Hier eine Tanksperre gegen Norden, hier eine gegen Westen. Hier ein Drahtverhau über das ganze Tal, fünfzehn Meter breit. Hier ein zweites Draathindernis, hier sind Höckerhindernisse. Unser Dorf wird in einem Kampf um die Schweiz ein Alcazar sein. – Doch schauen Sie sich das alles besser in natura an.»

Höckerhindernisse, wie Grabsteine

Ein Offizier begleitet mich. Zuerst begeben wir uns an die Abschnittsgrenze, die durch einen Bach ausserhalb des Dorfes gebildet wird.

Wir stapfen zu Fuss dem Bach entlang. Richtig! Eine mehrzeilige Reihe von betonierten Höckern zieht sich quer über die Wiesen hinauf bis zum Waldrand. Wie ein schmaler, langgestreckter Friedhof mit unregelmässigen Reihen von Grabsteinen sieht es aus.

«Diese Höckerhindernisse», erklärt mir der Adjutant, «sind verschieden hoch und verschieden weit auseinander. Panzerwagen können hier nicht durch. Sie bleiben an einem der Zacken hängen, und sobald sie mit dem Vorwärtskommen Schwierigkeiten haben, kann man sie vernichten.»

Wir schauen uns die Arbeit der Soldaten an, die eben im Begriff sind, die Reihe zu Ende zu bauen. Die Höcker sind armiert und unter sich verbunden, so dass ein Kampfwagen nicht einen einzelnen Höcker umstossen kann. Übrigens ragen sie tief genug in die Erde hinab, wie ein Blick in die scharfkantigen Kreuz- und Quergräben mich lehrt.

Der Steinstrom scheint vom Waldrand herabzukommen – von jenem Wald, der mir in Knabenzeiten oft der vertrauteste Gefährte der Freuden und des Leides war! Wo man an warmen Frühlingsabenden wie ein blühender Baum umherging und die letzten Dinge ergrün-

den wollte. Und dort drüben unter dem Waldrand liegt der Friedhof. Ein paar Menschen, die mir einst sehr teuer waren, tun dort den ewigen Schlaf, ich habe lange nicht mehr an sie gedacht . . . Am Friedhof vorbei bis hinauf zum Wald reicht die Saat der Höckersteine. Weiter oben halten die Tannen die Fahrt der Kampfwagen auf – aber auf der Höhe, wo die Landstrasse zwischen den Wäldern durch die Wiesen führt, setzt sich die Spur der Hindernisse fort, und Eisenbahnschienen liegen irgendwo bereit, um ihre Kette zu schliessen.

... und Stacheldraht

Weiter! Die Strasse fällt in ein Seitental, wir gewinnen die jenseitige Anhöhe – wie hat sich diese Landschaft verändert! Dort, wo wir als Buben auf Fassdauben unsere ersten Skifaherversuche machten, läuft ein breites Band von Stacheldraht quer über den Hang hinauf. Alle Gehöfte in der Gegend haben Einquartierung. Munitions-Kolonnen und schwerbeladene Camions sind unterwegs, Eisen auf den Berg zu schleppen, mit dem man die ganze Breite des Übergangs ins Nachbartal abschliessen wird.

Dann schnaubt unser Wagen über ein schotteriges Bergsträsschen empor, und wir treten mitten in ein Märchen. Die Tannen und Buchen auf dem Kamm sind mit dicken Rauhreifbärten behangen – wochenlang waren sie in frostigen Nebel getaucht –, und wenn wir auf dem gefrorenen Boden dahinschreiten, fällt bisweilen eine Handvoll dieser feinen Eiskristalle aufguns herab. Was hier an Strassen gebaut worden ist! Ich hätte mich nicht mehr auskannt. Mein Begleiter führt mich durch ein Maulwurfsloch in die Erde hinein. Wir schreiten aufrecht durch einen Gang bis zum Beobachtungsstand, von dem aus man das ganze Tal überblickt. Es ist ein eingegrabener Artillerie-Beobachtungsposten, so tief unter der Erde, dass ihn keine Bombe erreichen kann, man müsste übrigens zuerst seinen Standort herausgefunden haben.

Im Unterstand

Hinab ins Tal! Ein Waldweg führt uns wieder hinunter an den Fluss. Auch da ist allerlei vorgekehrt worden. Äusserlich ist zwar wenig zu sehen. Eine Brücke, die durch Stacheldraht und Tankhindernisse unzugänglich gemacht

werden kann. Der Adjutant winkt dem Postenchef, verlangt Taschenlampen und einen Schlüssel. Wir klettern in einen Schacht hinab, eine Türe öffnet sich, es ist viel wärmer hier unter dem Boden als draussen. Der krumme, mit harzperlenden Tannenstämmen ausgefüllte Gang führt an einer kleinen Kasematte vorbei, immer weiter bis zu einer wohnlichen Höhle. Ein Gartenhäuschen möchte man es nennen, nur dass es nicht von Frühlingsluft, sondern von Erde umgeben ist, oben und unten. Die Öffnung gibt den Blick auf die Brücke frei. Wir sind in einem Mg.-Unterstand, unmittelbar am Wasser. Ein Gegner, der sich anschickt, jene Brücke zu überschreiten, gerät in die Schussgarbe unseres aus dem Ufergebüsch herausschiessenden Maschinengewehrs.

Dann kehren wir ins Dorf zurück. Am Eingang wird ein kleines Fort für ein Panzerabwehrgeschütz gebaut, die «Villa» ist demnächst fertig – und die Mauer im Dorf, mehrere Meter dick und hoch, und mit Glasscherben gespickt, schliesst sich bald. Sie hat keine Rücksicht auf die Häuser und ihre Bewohner zu nehmen brauchen. Der Kommandant erklärte mir, noch nirgends habe er eine derartige Opferwilligkeit der Bevölkerung angetroffen. Dem einen

schneidet die Mauer den schönsten Baumgarten entzwei, er wird in Zukunft eine kleine Reise machen müssen, wenn er die Bäume jenseits der Mauer abernten will. Ein Ladenbesitzer opfert ein Schaufenster, das in ganzer Breite von der Mauer eingenommen wird, ein Hausbewohner muss künftig auf Umwegen in seinen eigenen Garten gehen. Überhaupt, die Gärten! Im Zickzack verläuft die Festungsmauer zwischen den Häusern hindurch, und an einer Stelle sind unsere Soldaten eben daran, die Gartenzäune auszuheben, um ein ausreichendes Fundament für die Befestigung zu schaffen.

Der geköpfte Wald

«Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!» Es ist mir, ich höre noch den Männerchor singen, an einem schönen Pfingstsonntagmorgen vor fünfzehn oder zwanzig Jahren. Unser Wald gehört zur Festung. Eine Warnungstafel verbietet das Betreten seines Bodens. Ganze Reihen von starken, alten Tannen werden in Mannshöhe abgeschnitten, die Stümpfe mit Stacheldraht um-

sponnen und eingespannt in das Netz der Verteidigung. Man spürt den Willen der Mannschaft, das, was sie geschaffen hat, auch zu verteidigen.

Aber der Wald? Ich kenne den Förster von Jugend auf. Er ist der dritte seines Geschlechtes. Sein Grossvater und sein Vater haben diesen Wald aufgezogen und gehegt, diesen Wald, den jetzt die Soldaten teilweise umlegen. Man erzählt, der Förster gehe nicht mehr in seinen Wald, es beelende ihn allzusehr.

Was sein muss, muss sein. Wenn wir die Heimat behalten wollen, müssen wir sie verteidigen. Wenn wir sie verteidigen wollen, müssen wir sie befestigen. Wenn wir sie befestigen wollen – dann müssen wir von ihrer Behaglichkeit und Schönheit da und dort etwas opfern. Hier einen schönen Garten, dort ein Haus, ein Uferwäldchen am Fluss, das im Frühling so zart grünte in früheren Zeiten, und den freien Durchpass der grossen Strassen, die an vielen Stellen zur Sperrung vorbereitet sind. Diese Veränderungen sind nicht nur für heute und morgen berechnet. Sie werden bleiben, auch wenn dieser Krieg vorüber ist. Doch wer weiss, was uns dieser Krieg noch bringen wird an Schicksalen, wer weiss, ob diese Festung

nicht eines Tages mit aller Kraft gegen einen Eindringling verteidigt werden muss!

Im Schutze der Festungswerke und der Drahthindernisse können wir weiterleben und weiterbauen an unserer Heimat. Die Kraft des Volkes steht unter den Waffen, baut und bewacht die Verteidigungswerke – indessen in ihrem Schutz die junge Generation aufwachsen kann. Wir Menschen sind jenem Walde gleich. Der Wald wird wieder wachsen. Damit die junge Kraft unseres Volkes sich entwickeln kann, muss die ältere Generation sich opfern. Was will das bedeuten im ganzen Lebenszusammenhang eines Volkes? Was bedeutet dieses Opfer im Vergleich zu den Brandschatzungen an Blut und Gut und Ehre, die vor 140 Jahren gebracht werden mussten, als fremdes Kriegsvolk auf unserem Boden eindrang?

Nur ein starker Festungsgürtel kann uns vor Einbrüchen schützen. Nur so können wir unsere Zukunft sicher aufbauen. Nur so können wir als Volk zusammenbleiben und unser eigenes Leben leben, das uns Gott geschenkt hat.

Die Heimat ist eine Festung geworden. Was ich hier von meinem Heimatdorf schildere, gilt für die ganze Schweiz. Denn unser Land ist

klein und eng, wir müssen unsere Kräfte zusammenballen, dort, wo der Angreifer durch muss. Zu Drahtverhauen geworden sind friedliche Haine, zu Hindernisfeldern die schönsten Fluren.

Das Volk starrt in Waffen – das Land in Befestigungen. Und im Schutze der geköpften Generation von Bäumen, im Schutze der durch Draht und armierte Mauern umstellten Heimat kann unser Volk weiterleben. In ihrem Schutz wird unsere Heimat – Heimat bleiben.

Soldatenweihnacht und Kinderbriefe

Im Hauptquartier

Die Weihnachtsfeier im Armeehauptquartier begann beim Einnachten. In der Dorfkirche war ein gewaltiger, mit weissen Kerzen geschmückter Baum aufgestellt; der reformierte und der katholische Geistliche fanden, jeder auf seine Weise, Worte des Herzens für die versammelten Offiziere und Soldaten. Dann begab sich General Guisan mit Generalstabschef Labhart in einen Gasthof, wo die Sekundarschulklasse des Dorfes nebst einem deutschen Lied auch ein französisches vortrug, und ein Schulkind rezitierte sogar ein französisches Weihnachtsgedicht. General Guisan antwortete Berndeutsch und Französisch. Trotz Kälte und Nebel hatte sich vor dem Haus eine grosse Menschenmenge versammelt, die ihn beim Verlassen des Gasthofes mit Hochrufen empfing.

In einem Juradorf

Ein anderes Bild: Über den Höhen des Jura, von denen aus man hinunterblickt auf die elsässische Ebene und auf die blauen Vogesen, lacht ein tiefblauer Winterhimmel. In den Tälern liegt schneeweisser Reif, die Bäume sind tief behangen mit Eiskristallen, aber auf den gelblichen, schneelosen Bergen liegt die Sonne. Ein kleines Dorf hat sich für das Weihnachtsfest herausgeputzt wie noch nie, und die Mitrailleure-Kompagnie, die hier einquartiert ist, hat ihren Fourgon- und Chärreli-Park auf der breiten Dorfstrasse tadellos ausgerichtet.

Die Kantonnements sind noch feucht vom Herauswaschen der Böden, die Karikaturen an den Wänden scheinen frisch gemalt, und keinem Raum, auch dem Krankenzimmer nicht, fehlt der kerzengeschmückte Christbaum. In dessen steht die Kompagnie auf der Dorfstrasse versammelt, um einem hohen Gast die militärische Ehre zu erweisen. Ihr gegenüber in einem Hof zwischen zwei Häusern die Bewohnerschaft des Dorfes mit Gemeinderat, Pfarrer und Polizeiwachtmeister in Uniform, zuvorderst ein weissgekleidetes Mädchen mit der Mama, das Mädchen hat einen Nelkenstrauss

in der einen Hand, in der andern ein Zettelchen, um sich die Worte, die es im Namen der Gemeinde an den General zu richten hat, nochmals einzuprägen. Auf einem Balkon stehen die Reporter des Landessenders und sprechen ins Mikrophon, während Kanonenschüsse das Nahen des Gastes ankündigen.

Als das Automobil mit der Aufschrift «General» in die Dorfstrasse einbiegt, erstarrt die Kompagnie unter dem scharfen Kommando ihres Hauptmanns in Achtungstellung.

General Guisan, seine Gemahlin, die Offiziere seines persönlichen Stabes, und Oberst Stammbach, der Organisator der Soldaten-Weihnacht, entsteigen den Wagen. Dazu noch ein paar sehr einfach gekleidete Leute aus dem Volk: eine Soldatenmutter, die sechs dienstpflichtige Söhne hat, von denen zwei bei unserer Mitrailleur-Kompagnie stehen, die Frau eines andern Soldaten mit ihrem Knaben. Sie werden in die Soldatenstube geführt, wo sich General Guisan mit seiner Begleitung einfindet – schade, dass dieser grösste «Saal» des Dorfes nicht einmal die Hälfte der Kompagnie fasst!

Eine Handorgel begleitet die Weihnachtslieder, die man nach den gleichen Weisen in deutscher und französischer Sprache mitsingt.

«Ihr seht, Soldaten», nahm General Guisan das Wort, «dass ich nicht allein gekommen bin. Mit Frau Guisan und Oberst Stambach begleiten mich die Mutter zweier hier anwesender Soldaten, dann die Frau eines andern Wehrmannes, der ebenfalls unter uns weilt, und dieses Kind nennt auch einen von euch seinen Vater. Ich kann euch sagen, dass keine offizielle Begleitung mich tiefer freuen würde. Denn diese Mutter bringt den Gruss aller Mütter. Diese Soldatengattin soll heute die Schwester aller Frauen sein, deren Männer unter den Fahnen stehen. Und dieses Kind hat mich begleitet als eines von Hunderttausenden, um uns an die Zukunft zu erinnern und in uns den unbeugsamen Willen wach zu halten, ihnen die Heimat so zu übergeben, wie wir sie von unseren Vorfahren empfangen haben.»

Das Wiedersehen der Soldaten mit ihren Angehörigen war rührend. Das Mütterchen, die Soldatenfrau und das Kind brachten kaum ein Wort hervor, und in manches Soldaten, in manches Obersten Auge stahl sich eine Träne. Nach der Bescherung der Soldaten, bei der auch die beiden Frauen und der Knabe nicht leer ausgingen, meldete der Küchenchef in seiner weissen Schürze die Suppe.

Kinder schreiben Briefe

Diese Briefe, die das unbekannte Schulkind dem unbekanntem Soldaten schrieb, gehörten zum Schönsten und Denkwürdigsten dieser Soldatenweihnacht, womit ich die Riesenarbeit, die von Hunderten von Frauen geleistet wurde, um jedem Soldaten auch sein Päckli zukommen zu lassen, keineswegs verkleinern möchte. Was mögen diese Briefe für die Kinder, ihre Eltern und vor allem auch ihre Lehrer und Lehrerinnen bedeutet haben! Alle schrieben, was sie zu sagen schicklich hielten, das eine naiv, das andere altklug, wie der gute Schüler aus dem Baselland, der mir schrieb:

«Lieber Soldat! Ein Brieflein soll ich Dir schreiben! Das wird mir wahrlich nicht schwer fallen! Du schützeest unsere Felder und Wälder, Berge und Anhöhen, sogar auf den höchsten Gebieten, wie der St. Gotthard, sieht man die Wache stehen.»

Ein munterer, kleiner Knirps lässt sich also vernehmen – man merkt ihm freilich an, dass er ein ABC-Schütze, ein Anfänger im Briefschreiben und ein Berner ist:

«Lieber Soldat!

Gell ihr Soldaten hats nicht so schön an der Grenze. Aber gell, mir Schweizer sind doch fro das wir noch keinen Krig haben! Aber gell, jetzt haben die Infaterikanünchen fiel zu tun wenn sie dann klepfen müssen. Du sag nimmst du auch manchmal eine Flasche Schnabs auf die Wacht? Du sag hast du auch schon weg dem herten Spatz gereklamiert? Aber da hat der Koch gesagt, der Spatz hat schon gebratet wo du in die Gefeterlischule gegangen bist. Weist du fieleicht last dich der herr meiohr schon einmal in den urlaub.

Fiele grüsse

vom Thedi.»

Mit welcher Ungeduld mögen diese Kinder, die ihre Weihnachtsglückwünsche schon Wochen vor dem Fest zu Papier bringen mussten, auf die Antwort gewartet haben, die Antwort, die dann irgendwoher, vielleicht in einer anderen Sprache, in ungelenker Schrift, auf Soldatenstubenpapier gekritzelt, geflogen kam, dass alle Schranken zwischen hoch und niedrig,

arm und reich, Deutsch, Französisch und Italienisch ins Wanken gerieten, was übrigens auch dem Sinn des Weihnachtsfestes angemessen ist. Da wurde mancher Soldat, mancher Offizier einen Augenblick stille, wenn er bei der Bescherung sein Päcklein öffnete. Jeder griff zuerst nach dem Briefchen, sie machten alle die Runde an den Tischen, aber keiner hätte seinen Kinderbrief vertauscht oder sonst weggegeben. Da und dort haben sich kleine Familienfreundschaften aus diesen Briefen entwickelt; im Armeestab bekamen wir sogar mehrere Briefe, weil es zu jener Zeit mehr Briefe gab als Soldaten im Dienste waren. Das war um so schöner für alle. Das kleine Heidi in Bätterkinden und das Anneli in Zürich 5, wir schreiben uns heute noch.

Lawinen werden abgeschossen

Diese Schneesturmnacht werde ich nicht so rasch vergessen. Um halb zehn zogen wir los, mit Automobilen, unter der Führung des Strassenkommandanten – denn die für Automobile geöffneten Alpenstrassen stehen unter militärischem Kommando –, mit dem Vorsatz, in einer Stunde zurück zu sein. Um halb drei Uhr morgens waren wir endlich wieder da.

Zwei Wochen lang hatte es unablässig geschneit, als wir nach Davos hinaufkamen, um einen Lawinenkurs der Armee zu besuchen, und jedermann war der Meinung, des weissen Segens sei nun genug, das Wetter werde von selbst auf Schön umstellen. Leider war das nicht so. Es schneite weiter. Zu den manns-hohen Schneemauern längs den Strassen fügten sich neue Schneemassen, nasse, schwere Flocken, untermischt mit Regen. In solchen Fällen wächst die Lawinengefahr stündlich. Wir waren deshalb doppelt auf die lebendige De-

monstration der Lawinenkunde gespannt, die der Strassenkommandant versprochen hatte.

Als wir das Dorf hinter uns hatten, erblickten wir den Lichtschein der Schneeschleudermaschine, die sich in einem doppelmeterhohen Belag von Schnee befand und das weisse Nass in immer neuen Vorstössen über die harte Mauer auf beide Seiten ausspie. Das hiess: Schluss mit Autofahren, der Rest ist zu Fuss zu machen. Also stiegen wir über die Lawine, die leider zu früh über die Strasse gerollt war, und setzten den talwärts führenden Weg fort. «Zu einem!», hiess es plötzlich in der Dunkelheit, «Abstand fünfzig Meter!» Das bedeutet Lawinengefahr. Richtig! Der Hang, zu dessen Füßen die Strasse durchführt, ist so schwer mit Schnee beladen, dass er jeden Augenblick abreißen kann. Über dem Hang geistert ein Licht. Es ist ein Soldat des Strassenkommandos, der Lawinen zu sprengen hat. Jetzt, mitten in der Nacht, damit die Schleuder und die Schneuze bis zum Morgen den Weg freigemacht haben.

Als wir in langem Gänsemarsch die Stelle passiert hatten, stiegen in den flockenschweren Himmel ein paar Raketen auf. Der Skifahrer mit dem Licht wusste, dass das für ihn das Zeichen zum Sprengen war. Nicht lange nach-

her hörten wir einen Knall, und die Lawine, die uns soeben noch bedroht, rutschte mit einigem Getöse von ihrem Hang herab und deckte die Strasse zu. Optimisten glaubten, die Schneeschleuder werde sich durch beide Lawinen durchgefressen haben, bis wir zurück seien. Leider ging das nicht so rasch, obschon wir ihnen ordentlich Zeit liessen. Denn der Weg bis zum Eingang in die Schlucht war mühsam, der Schnee hoch auf der Strasse, und die Fährte wegen der Dunkelheit schwer zu erkennen.

Schliesslich langen wir an. Eine einsame Hütte am Weg dient den Minenwerferkanonieren als Unterstand. Sie haben ihr Geschütz bereits aufgebaut und dem Rohr eine Haube aufgesetzt, damit kein Schneewasser sich drin ansammelt. Der Strassenkommandant zeigt uns eine Ansichtskarte mit den Lawinenzügen drauf, die wir bei dem nächtlichen Schneetreiben allerdings in der Landschaft nicht erkennen können. In dieser Gegend sind mehrere Lawinenzüge, aus denen heraus Strasse und Eisenbahn immer wieder verschüttet werden. Damit nicht zuviel Schnee aufs Mal herunterkommt, schiesst man die Lawinen ab, wenn sie reif sind, wie es bei einem so nassen und ergiebigen Schneefall zu erwarten ist. Mehrere

Punkte auf den Anhöhen sind zu beschiessen. Die Schiess-Elemente sind auf einer Tabelle zusammengetragen. Das Minenwerferschiessen geschieht also auf unsichtbare Ziele, wie der Fachmann sagt, «mit Zahlen».

Das Geschütz wird eingerichtet. Dann knallt ein Schuss nach dem andern. Irgendwo am Berghang erwacht ein Licht und erlischt gleich wieder. Wir schiessen weit über jenes Haus hinweg. Die Einschläge hört man nicht. Der Schneesturm peitscht uns die nassen Flocken und Regentropfen ins Gesicht. Aber bald horchen wir auf; drunten in der Schlucht regt sich ein Grollen und Donnern, die Katastrophe, künstlich ausgelöst, ist im Gang.

Es wäre zu weit und zu mühsam, in die Schlucht hinabzusteigen. Mitternacht ist schon längst vorbei. Wir klopfen den Wirt eines einsamen Gasthauses aus dem Schlaf und sitzen bei Glühwein und Salsizen noch etwas beisammen, bevor wir den langen Rückweg, auf dem sich immer mehr Schnee ansammelt, wieder unter die Füsse nehmen. Die Automobile standen immer noch am gleichen Fleck, die Schneeschleuder hatte kaum zehn Meter Weg gebahnt. «Bis es tagt, haben wir die Strasse frei», sagt der Chauffeur zuversichtlich,

«aber es ist noch ein schönes Stück Arbeit.»
Und so überlassen wir die Schneeschleuder
und den Motor-Pfadschlitten ihrem Schicksal.

Die Forschungsstation auf dem Weissfluhjoch

Was das Abschiessen der Lawinen bedeutet, erkennt jeder, der von den zahllosen Opfern weiss, die die Lawinen im Hochgebirge jeden Winter fordern. Was für den Sport in Friedenszeiten, das gilt für Truppen im Krieg: die Lawine ist die grösste, die unberechenbarste Gefahr, die dem Menschen im verschneiten Gebirge auflauert. Man weiss aus der Geschichte des Weltkrieges, dass an einem einzigen Lawinentage im Dezember 1916 an der Gebirgsfront im Tirol über 10'000 Mann durch Schneetod umgekommen sind, und die Bilanz jener Front weist bedeutend mehr Lawinentote als Gefallene auf.

Für die Schweiz, die als Hochgebirgsland im Kriegsfall mit der Verteidigung ihrer Unabhängigkeit auch zur Winterszeit rechnen muss, lag es nahe, die Lawinenverhältnisse wissenschaftlich genau zu erforschen und die Ergebnisse dieser Forschung für die Armee

auszunützen. Die Wissenschaft hatte schon vorgearbeitet. Seit 1933 befindet sich auf dem Weissfluhjoch, auf 2'661 m über Meer, mitten im weltbekannten Skigebiet von Parsenn, eine schweizerische Schnee- und Lawinenforschungsstation. Dort wird mit besonders hiefür konstruierten Apparaten die physikalische Beschaffenheit des Schnees erforscht und gemessen. Durch das Studium der Zug- und Druckfestigkeit der Schneedecke gewinnt man Einblick in das Walten bisher unbekannter Naturkräfte. Dieses Forschungs-Institut ist das einzige dieser Art in der ganzen Welt. Ingenieure der Eidgenössischen Technischen Hochschule haben es eingerichtet und erstaunliche Forschungsergebnisse gezeitigt: Heute ist es möglich, Lawinen-Prognosen zu stellen und entsprechende Warnungen rechtzeitig auszugeben. Damit können Tausende von Skifahrern gewarnt, Tausende von Skisoldaten vor dem Lawinentod bewahrt werden. Was aber ebenso wichtig ist: Man kann heute feststellen, wann die Lawinen reif zum Fallen sind und sie dann durch Sprengkörper zum Absturz bringen.

Wissenschaft vom Schnee

Schnee ist Schnee, sagt der Laie. Im Gegenteil! Nicht jeder Schnee gleicht dem andern. Schon der einigermaßen gewandte Skifahrer unterscheidet verschiedene Arten von Schnee. Das erste Element dieser Wissenschaft ist die Schneeflocke, die als zierliches Gebilde vom Himmel niederfällt und, kaum auf dem Boden angekommen, allerlei Veränderungen durchmacht. Die «Schnee-Metamorphose» ist ein Kapitel der Kristallographie: die Schneeflocke wandelt sich zum Schneekorn, unterliegt zufolge Temperaturschwankungen, Einflüssen der Sonne, des Windes und der nachfolgenden Schneefälle Veränderungen, die seinen physikalischen Charakter bestimmen. Die Schneedecke ist sozusagen ein Lebewesen, das seine besonderen Gesetze hat; der Schnee kriecht nämlich langsam abwärts, in der Schneedecke entstehen Spannungen, deren Lösung unter bestimmten Voraussetzungen zur Bildung von Lawinen führt. Der Wissenschaftler untersucht die Ursachen der Schneeveränderung, untersucht die Zug- und Druckverhältnisse in der Schneedecke, indem er Schneeprofile ausgräbt und die Sondierungsergebnisse auswertet.

Dies alles hat für den Winterdienst im Hochgebirge, vor allem für die Sicherheit der Truppe, eine sehr grosse Bedeutung. Das letzte Ziel der Lawinenkurse besteht darin, für unsere ganze Alpenfront ein Netz von Meldestationen zu schaffen, das die Armeeleitung über die Schneeverhältnisse des ganzen Landes auf dem Laufenden hält.

Bei den Eisbären

Man schrieb den 12. März, und in Engelberg pflotschte der Regen in dichten Güssen vom Himmel herab auf die vereisten Strassen, als wir in der Dunkelheit hinaufkamen. In der Nacht besserte das Wetter, und als wir am frühen Morgen des 13. in einer Gondel der Gerschnialp – Trübseebahn berganschwebten, konnte man wenigstens auf einen erträglichen Wintertag rechnen.

Im Hotel Trübsee verwandelten sich alle Anwesenden in Eisbären, von Oberstkorpskommandant Miescher, der in diesen Tagen seinen 60. Geburtstag und sein 40jähriges Soldatenjubiläum feierte, bis zu der ehrwürdigen Geistlichkeit des Stiftes Engelberg, die den Presseleuten zur Besichtigung des Winterkurses folgte. In dicke, gelbliche Schafpelze wurde man eingepackt, und unsere Bergschuhe erhielten elefantenhafte Überschuhe mit dicken Holzböden. So standen und stampften wir umher, bald hinauf zur Wetterwarte, hinunter

zu der Kapelle oder zu dem nur durch seine glatte, weisse Fläche erkennbaren See, oder zu den Schneehöhlen, die die Mannschaften im Handumdrehen ausgeschaufelt hatten. Zwischenhinein warf man einen Blick in die Küche, die nur an einem rauchenden Rohr erkennbar war, das aus der weissen, gleichförmigen Oberfläche herausragte. Wer Lust hatte, konnte sich's in einer Schneehöhle bequem machen und selber feststellen, dass es darin bedeutend wärmer war als draussen am scharfen Nordwind, der den Nebel hin und her trieb.

Es war die Zeit, da die Schneesoldaten Finnlands durch ihren heldenmütigen Widerstand gegen eine vielfache russische Übermacht die Bewunderung der ganzen Welt erregten. Unsere Schneesoldaten in ihren weissen Überkleidern führten verschiedene Übungen vor. Da flitzten sie auf ihren Brettern irgendwo von den nebel- verhängten Bergen herab, verschanzten sich im Schnee und knatterten mit dem Maschinengewehr aufeinander los. Sie kamen in langen Reihen und in vorsichtiger Fahrt den steilen Hang des Jochpasses herabgefahren, fast unsichtbar wie die durchsichtigen Insekten, die man im Frühling an den wilden Reben findet. In langen Reihen glitten sie im Zickzack

über die Bergflanke hin und her, verschwanden hinter einer Felsenrippe, tauchten an einer andern Stelle wieder auf, landeten auf dem Seeboden und verlegten sich gleich aufs Schiessen. Ein paar Gruppen aber hielten auf eine Felswand zu, die uns gegenüber lag.

Wir marschierten im Gänsemarsch über den gefrorenen, tief verschneiten Trübsee und stiegen jenseits gegen die Felswand empor. Sie war überhängend. Dann wohnten wir einem kitzligen Schauspiel bei: einer Abseilübung der Schneesoldaten. Einer um den andern rieselte dem Seil entlang in die Tiefe, jedem wurden sogleich die Bretter und der Rucksack nachgeschickt. Der letzte holte, nachdem er unten angekommen war, das Seil herunter, und die Wand war überstanden. Wir Eisbären waren der Bewunderung voll, und unser Kollege von der Frankfurter Zeitung, der im Weltkrieg mehr als einen Winter in der österreichischen Alpenfront zugebracht hat und von diesen Dingen etwas versteht, murmelte manchmal leise vor sich hin: «Donnerwetter!»

Aber die Ankunft der schwer beladenen Nachschubkolonne am frühen Abend und die Parade der Skikompanie auf dem Trübsee wurden nochmals überboten durch die hals-

brecherische Abfahrt einer Gruppe, die in wenigen Sprüngen die Pfaffenwand hinunter-sauste. Lange standen wir am Geländer, in die Tiefe starrend, wo bald da, bald dort zwischen den Tannengruppen wieder einer auftauchte, bis der Trupp auf dem flacheren, breiten Hang am Fuss der Pfaffenwand sich sammelte und in geordneter Reihe auf die Gerschnialp zuhielt.

Es waren prächtige, sonnverbrannte, waghalsige und geschickte Gesellen, die Offiziere und Soldaten dieser Skifahrerkompagnie. Wir Eisbären mit den Elefantenfüssen kamen uns neben ihnen tapsig, alt und hässlich vor.

Feuerwirkung und Truppenausbildung

Der Kommandant der Schiessschule in Wahlenstadt, Oberst i. Gst. Däniker, empfängt mich in seinem Arbeitszimmer in der Kaserne, um mir einige Fragen von grundsätzlicher Bedeutung zu beantworten. «Was für eine Rolle spielt das Schiessen im Krieg?» frage ich.

«Der Weltkrieg», so antwortet Oberst Däniker. «hat die grosse Bedeutung des Feuers für die Kampfentscheidung hundertfältig bewiesen. Das taktische Handeln auf dem Gefechtsfelde ist die Kombination von Feuer und Bewegung in Berücksichtigung des Geländes. Es dreht sich immer darum, die Waffe durch Bewegung an denjenigen Ort zu bringen, von welchem aus das Feuer entscheidende Wirkung haben kann.»

«Welche Bedeutung kommt dem Schiessen für unsere Armee im Besonderen zu?»

«Die Aufgabe unserer Armee liegt in der Landesverteidigung und dies im wahrsten Sinne des Wortes; denn es handelt sich um die Führung eines Abwehrkampfes. Die Abwehr aber

stützt sich ganz ausgesprochen auf die Feuerwirkung. Hierbei spielt das Feuer der Infanteriewaffen, vornehmlich der besonders defensivkräftigen Maschinengewehre, eine bedeutsame Rolle. Wohl nirgends wird die Bedeutung der Infanterie als Hauptwaffe so augenscheinlich wie im Abwehrkampfe oder also in der Landesverteidigung eines kleinen Staates.»

«Halten Sie dafür, dass die Schiessfertigkeit der Truppen einen Krieg entscheidend beeinflussen kann?»

«Bestimmt! Freilich darf man unter Schiessen nicht mehr wie ehemals nur das Schiessen mit Gewehr verstehen, sondern das Schiessen mit neuzeitlichen Maschinenwaffen und Geschützen. Und überdies muss man sich darüber im Klaren sein, dass es dabei um das Treffen geht, und zwar um das Treffen unter den schwierigen Verhältnissen, die das Gefechtsfeld schafft. Man muss imstande sein, überhaupt zum Schiessen und mehr noch zum Treffen zu kommen. Hier liegt der springende Punkt! Auf dem Gefechtsfelde besteht die Gefahr, dass man vom Feinde überrascht und ausser Gefecht gesetzt wird, bevor man zum Schiessen kommt, oder das Feuer ist wirkungslos, weil der Schütze infolge der Aufregung nicht trifft. Nur

wer im Kampfe genügend inneren Halt bewahrt, nur derjenige, dessen Kämpfertum auch in den schwierigsten Lagen durchhält, kann durch Feuer siegen. Wir müssen immer wieder betonen, dass es nicht damit getan ist, sich zu opfern, sondern dass man siegen muss.

Rechtzeitig Schiessen und Treffen, bevor der Feind schießt und trifft – in jeder Sekunde, die man verpasst, feuert ein feindliches Mg. gegen zehn Schüsse –, und so lange schießen können, bis das Feuer seine Wirkung getan hat. Darum dreht sich alles.»

«Sie haben in Ihrem kürzlich erschienenen Büchlein ‚Werdendes Soldatentum‘ das Schiessen kaum erwähnt. Ich habe mich, offen gestanden, etwas darüber gewundert, dass Sie in diesen Ausbildungsanweisungen, die Sie als Regimentskommandant Ihren Bataillons- und Kompagniekommandanten gaben, nicht eingehender auch vom Schiessen sprachen. Denn es würde doch wohl als gegeben erscheinen, wenn Sie als Kommandant der Schiessschule ganz besonders auf die Bedeutung des Schiessens hingewiesen hätten. Welche Zusammenhänge sehen Sie zwischen der soldatischen Ausbildung und dem Schiessen?»

«Die Antwort auf diese Frage liegt zum Teil

schon in dem, was ich eben vorhin dargelegt habe. Dem Schweizer braucht man über das Schiessen und seine Bedeutung eigentlich nichts zu sagen. Dies hat er seit Jahrhunderten kapiert. Hingegen wird vielfach die Voraussetzung des wirksamen Schiessens auf dem Gefechtsfelde nicht verstanden: die Voraussetzung, die darin liegt, die soldatische Haltung zu bewahren, was allein ermöglicht, die kritischen Situationen im Gefecht zu meistern, trotz allen Schwierigkeiten handlungsfähig zu bleiben und wirksam schiessen zu können. Es herrscht vielfach die durchaus irrige Vorstellung, es genüge, im Scheibenstand gut schiessen gelernt zu haben und im Übrigen vom guten Willen beseelt zu sein, sich im Kampfe einzusetzen. Aber weder das eine noch das andere, noch beides zusammen genügen. In erster Linie muss man innerlich so sehr Soldat geworden sein, dass man auf Grund dieses wahren Soldatentums imstande ist, auch in der Schlacht das zu können, was man vorher bei der Schiessausbildung gelernt hat. Dieses Soldatentum aber kann nur durch harte und lange soldatische Erziehung erworben werden.

Dass man bei uns das Wesentliche leicht übersieht, zeigte kürzlich die Diskussion über die Neugestaltung unserer Friedensausbil-

ding. Wir betrachten den Kampf allzusehr nur als eine Angelegenheit des Intellectes und des guten Willens. Entscheidend ist indessen das durch und durch Soldat-sein auf Grund des kämpferischen Wesens und der inneren Kampfbejahung.»

«Wie steht es in dieser Beziehung in andern Armeen?»

«Was die reine Schiessfertigkeit, namentlich mit dem Gewehr, anbetrifft, dürfen wir uns zweifellos überall blicken lassen, selbst wenn wir uns darüber im Klaren sind, dass wir die hervorragenden Leistungen unserer Matchschützen nicht für die Beurteilung der allgemeinen Schiessfertigkeit buchen dürfen. Dagegen sind grosse Anstrengungen notwendig, wenn wir hinsichtlich des Schiessens und Treffens unter schwierigsten Umständen, wie der Krieg sie schafft, Schritt halten wollen. Noch immer, wenn ich Gelegenheit hatte, andere Armeen an der Arbeit zu sehen, war dies der Eindruck, der mir blieb.»

«Was bedeutet die Schiessschule Wallenstadt für unsere Armee?»

«Nach meiner eben gemachten Feststellung ergibt sich die Antwort wie von selbst. Die Hauptaufgabe der Schiessschule besteht darin,

die Feuerwirkung zur Darstellung zu bringen und zutreffende Vorstellungen zu vermitteln. Dies aber nicht etwa nur, um zu lehren, wie die verschiedenen Waffen am zweckmässigsten und wirksamsten einzusetzen sind, sondern auch um zu zeigen, wie feindliches Feuer wirkt und was es heisst und braucht, um trotz feindlicher Feuerwirkung durchzuhalten und weiterkämpfen zu können. Wenn es der Schiessschule gelingt, aus der soldatischen Ausbildung und Erziehung alle spielerischen Tendenzen auszumerzen und den tiefen Ernst, der in allem liegt, erkennen zu lassen, dann hat sie ihre vornehmste Aufgabe erfüllt. – Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges im Spiegel der Feuerwirkung zu zeigen, dies muss das erste Bestreben der Schiessschule sein. Sie führt über den Weg des Schiessens zur Erziehung zu wahren Soldatentum.

Daneben erfüllt die Schiessschule noch andere Aufgaben. Sie verschafft den Infanterieoffizieren die Gelegenheit, sich persönlich an allen Waffen auszubilden und ferner – um eine sichere Grundlage für die taktische Führung zu schaffen – die verschiedenen Feuerprobleme zu überdenken und aus dieser geistigen Arbeit die notwendigen Schlussfolgerungen zu

ziehen. Diese Ausbildung ist nicht nur notwendig für die Milizoffiziere, welche die Schiessschule bestehen, sondern auch für die Instruktionsoffiziere, die vorübergehend als Lehrer hierher kommandiert werden, damit sie sich das Rüstzeug für ihre Tätigkeit auf den andern Waffenplätzen aneignen.

Eine weitere Aufgabe der Schiessschule – die in der Öffentlichkeit weniger bekannt ist – besteht darin, die verschiedenen Feuerprobleme zuhanden der Armeeleitung zu verarbeiten. Hierzu gehört auch das Erkennen der Entwicklungstendenzen im Auslande. Denn es ist immer wieder zu betonen, dass wir in einem Kriege nicht gegen unsere eigenen Waffen, sondern gegen die Wirkung des feindlichen Feuers zu kämpfen haben. Die Schiessschule ist die Fachstelle, der die Verarbeitung all dieser Fragen obliegt. Im Zusammenhange hiermit steht auch die Erprobung neuer Waffen in Bezug auf ihre taktische Verwendbarkeit und den Truppenegebrauch. Dadurch wird die Schiessschule gewissermassen zum Bindeglied zwischen der Kriegstechnischen Abteilung, welche die Waffen herstellt, und der Truppe, die sie verwendet.»

«Halten Sie einen weiteren Ausbau der Schiessschule Walenstadt für notwendig?»

«Die Schiessschule Walenstadt besteht seit 1876. Sie hat sich immer den jeweiligen Verhältnissen angepasst. Deshalb könnte eine Geschichte der Entwicklung der Schiessschule ein recht interessantes Spiegelbild der Entwicklung der Infanterietaktik geben. – Unter den nachmaligen Korpskommandanten Schiessle und Steinbuch hat sich die Schiessschule Walenstadt einen internationalen Ruf geschaffen. Es war die Zeit, da die Versuche mit unserem vorzüglichen Infanteriegewehr 1911 und mit den Maschinengewehren als Infanteriewaffe durchgeführt wurden. Die Infanterie musste sich vermehrt mit der Schiesslehre befassen. Der nachfolgende Kommandant, Oberst Daulte, hat es meisterhaft verstanden, die Schiesslehre so einfach zu vermitteln, dass sie zum Gemeingut der Infanterieoffiziere wurde. Oberst Otter, selbst ein hervorragender Schütze, lehrte – die Erfahrungen des Weltkrieges verwertend – wie persönliches Soldatentum erste Voraussetzung für das Schiessen und Treffen auf dem Gefechtsfelde sei; er hat die Schiessausbildung unter dem Gesichtswinkel des Kriegsgenügens wesentlich gefördert. Während der Zeit, da der jetzige Oberstdivisionär Constam die Schiessschule leitete, ist die Infanterie zu ihrer heuti-

gen komplexen Bewaffnung übergegangen. Leichte und schwere Maschinengewehre wurden vermehrt, das indirekte Richten auch für Maschinengewehre in Anwendung gebracht und Minenwerfer und Infanteriekanonen eingeführt. Unter ihm hat die Schiessschule die Grundlagen für den neuzeitlichen kombinierten Feuerkampf der Infanterie geschaffen. Diese Entwicklung hat es mit sich gebracht, dass das Schiesswesen heute in einen bedeutend engeren Kontakt mit der Infanterietaktik und auch mit der übrigen Ausrüstung der Infanterie getreten ist. Hierauf ist in Zukunft Rücksicht zu nehmen. Die Schiessschule hat ihren früheren engen Rahmen zu erweitern und hat eher zur umfassenden Infanterieschule, zur Fachstelle für alle infanteristischen Fragen zu werden. Ich muss betonen, dass die Bearbeitung der Feuerprobleme nach wie vor an erster und wichtigster Stelle zu stehen hat. Aber die Feuerprobleme dürfen von den übrigen Kampfproblemen nicht getrennt werden, sonst wird der falschen Vorstellung, der Erfolg im Kriege sei eine Angelegenheit schulmässiger Schiessfertigkeit, Vorschub geleistet.

Wenn da und dort die irrige Auffassung besteht, an der Schiessschule werde Schiesstheo-

rie vermittelt, diese aber stehe im Gegensatz zum praktischen Waffeneinsatz, so ist dies darauf zurückzuführen, dass bei Friedensübungen der scharfe Schuss fehlt, dass man Waffen einsetzen kann, wo es einem gerade beliebt und oft durch zwar geistreich erscheinende, aber recht fragwürdige Massnahmen billige Siege erringt. Wollen wir aber in unserer Ausbildung wirkliche Fortschritte auf dem Wege zu wahren Kriegsgenügen erzielen, dann muss das, was die Schiessschule bezüglich Feuerwirkung lehrt, mit zur Grundlage allen taktischen Denkens werden.»

Haus an der Grenze

Zwischen Basel und dem Pruntruterland fahren wir den Grenzposten nach. Dabei stoßen wir auf ein Gehöft, das mitten auf der Grenze liegt.

Dicht am Garten vorbei verläuft die Landesgrenze, sie ist durch weissrote Fähnchen markiert. Was jenseits der Hausmauer liegt, ist Elsass. Das Haus und die Scheune stehen auf Schweizerboden, aber die Wiesen und Äcker, die dazu gehören, sind Ausland. Vierzig Juchart Land sind es, schwerer Ackerboden, der vielfältig Frucht trägt, letztes Jahr waren es 63 Säcke Weizen. Im Stall stehen zwei Pferde und vierzehn Stück Vieh.

So erzählen uns die beiden alten Leutchen, die mit ihrem Sohn – er ist für einige Zeit vom Militärdienst beurlaubt – das Gut bewirtschaften. Es sind Emmentaler Bauern. Man trifft ja Berner Bauern an den entlegensten Ecken, warum nicht auch hier an der französischen Grenze.

In ihrer Stube liegt eine schwere, alte Bibel aus dem Jahre 1740. Der Vater hat fünfundzwanzig Jahre lang als Knecht gedient und mit dem Ersparten das Lehen übernommen. Es gefalle ihnen sonst gut, mit dem einen Bein in der Schweiz und mit dem andern in Frankreich zu stehen. Überall, wo es zu werchen gibt, sind Berner Bauern bald zuhause.

Der Krieg macht diesen Leuten Kummer. Sie wissen nicht, ob sie ihr Feld im Ausland bestellen sollen. Die Kommission des evakuierten Elsässer Dorfes hat ihnen gesagt, sie könnten unbehelligt säen und anpflanzen, aber niemand will dafür gutstehen, dass den Bauern auch die Ernte gehört. Die Sache liegt bei den Behörden, die zwischen Bern und Paris darüber zu verhandeln haben, ob dieser Landwirt im Herbst die Früchte seines Fleisses ernten darf. Er ist nicht vereinzelt mit seinen Sorgen; zahlreich sind an der Elsässer Grenze die Bauernhöfe, deren Ackerland in Frankreich liegt.

Sonst versteht man sich ausgezeichnet mit den Leuten jenseits der Grenze. In Friedenszeiten lieb man einander die Pferde, half man einander in Wald und Feld, wie wenn es die Grenze gar nicht gäbe.

Jetzt aber ist Krieg, und der Posten auf der Burgruine drüben hat uns schon mit dem Scherenfernrohr ins Auge gefasst.

Abschied von einem Dorf

Nun ist der Dislokationsbefehl doch gekommen. Schon vor einigen Tagen verbreitete sich das Gerücht, wir müssten fort. Eine Bureauordonnanz hatte zufällig vom Gespräch zweier Offiziere etwas aufgeschnappt und weiterverbreitet. «Es hät gheisse», ist die Formel für solche Befehlsgerüchte, die freilich wenige Gläubige finden. Der Soldat lässt solche Gerüchte an sich vorbeiströmen und wartet auf einen Befehl. Nun ist er gekommen. Plötzlich. Wir müssen unsere Habe und dann uns selber packen.

Der Soldat muss ein Pilgrim sein. Er hat keine bleibende Stätte, und das ist gut so. Er darf sich nirgends zu sehr häuslich niederlassen und zu komfortabel einrichten. Denn er muss jederzeit bereit sein, die Siebensachen aufzuschnallen. Die Briefkastenanlage im Bureau ist rasch weggenommen und die Tische bestehen ohnedies bloss aus Böcken mit Brettern drauf. Diplomatschreibtische sind nicht nötig, um Entschlüsse zu fassen.

Der Befehl ist da, der letzte Soldat kennt ihn. Schade. Das hübsche Dorf mit seinem Hügelkranz, wo wir winterliche und wundervolle Frühlingstage verbrachten, gefällt mir auf einmal viel besser als bisher. Der Klang der Glocken der kleinen, gedrungenen Kirche über den Platanenkronen ist uns in den vielen Wochen recht vertraut geworden. Zuerst, als wir hier anlangten, kamen uns die Strassen und Quartiere des Dorfes etwas verworren vor, dann lernten wir die Geographie des Ortes auswendig und wissen genau, wo der Metzger und der Bäcker, der Garagist und der Käsehändler zu finden sind. In den Wirtschaften kennen sie uns alle, im «Hirschen» und im «Kreuz». Schade, hier fortgehen zu müssen. Wir hatten uns mit den Leuten längst befreundet, und sie waren so gefällig, obschon wir ihnen mancherlei zumuteten, Tische und Stühle wurden verschleppt, manchmal auch ein Fahrrad, wenn ein Meldebote es besonders pressant hatte. Hoffentlich kommt alles wieder an seinen Platz. Die Schulbänke wenigstens stehen vor dem Schulhaus an der Sonne und warten nur darauf, dass das Stroh aus den Schulzimmern geschleppt wird. Auf dem grünen Rasenplatz davor standen unsere Baracken. Sie sind ver-

schwunden und haben exakte Vierecke von schwefelgelbem Gras zurückgelassen.

Zum letztenmal gehe ich in der Abendsonne des eintönigen Sonntags diesen steilen Weg durch den Wald zur Höhe hinauf. Jede Strassenschleife und jedes Weglein im Gelände ist uns lieb geworden. Wir kannten die Leute in den Höfen und Bauerngütlein ringsum, und sie kannten uns. Nicht dem Namen nach, sondern nach dem Gesicht. Hier haust und werkt ein weissbärtiger Greis, dort eine stramme Bäuerin mit kleinen Kindern und einem Knecht, der noch zu jung ist für die Rekrutenschule. In einem andern Haus sind lauter Schwestern, ältere und jüngere Mädchen, die miteinander den Gewerb besorgen. Hin und wieder haben Soldaten und Armeepferde ausgeholfen, wenn es nötig war. In den schnittreifen Wiesen, die voll sind von blühendem Gras und weissen und gelben Blumen, haben wir da und dort ein Weglein angetreten. Diese neuen Fusspfade führen zu den Stellungen unserer Fliegerabwehr. Ob die Weglein wieder zuwachsen werden, wenn unsere Geschütze fort sind?

Die Stellungen sind verlassen, die Wachen eingezogen. Sind alle Aufschriften weggenommen, haben wir abgerechnet, wo eine Schuldig-

keit zu begleichen war, haben wir Abschied genommen von den Wirtinnen und Serviertöchtern? Sie hatten Tränen in den Augen, die guten Seelen (wir Männer natürlich nicht), jetzt klagen sie gewiss nicht mehr über den Heidenlärm, den wir täglich zwei- oder dreimal vollführten und der sie so sehr in Harnisch brachte. Denn es ist jetzt sehr still im Dorf. Hinter der Staubwolke, die unsere Kolonne aufwirbelt, lassen wir das ganze Dorfwesen in seiner altgewohnten, beschaulichen Ruhe zurück. Schon donnert unser Gefährt über die gedeckte Brücke, ein Wiesenfeld dehnt sich grün vor uns aus mit trockenen, rötlichen Äckern und mit jungen Kornfeldern, über dessen bewegte Oberfläche die Silberlichter des Windes dahinhuschen. Unser Dorf ist hinter uns. Mancher denkt, er wolle einmal dorthin zurückkehren. Aber er tut es nicht. Wir rücken in ein anderes Dorf ein, beunruhigen es durch Autokolonnen und Pferdegetrappel — und verlassen es wieder, wenn der Befehl zum Weitermarsch kommt. Denn der Soldat muss ein Pilgrim sein.

Schweizer flüchten aus Paris

Wir sind mitten in der Nacht nach Vallorbe hinaufgekommen, um einen Extrazug von heimkehrenden Auslandschweizern aus Paris in Empfang zu nehmen. Auf gestern 23 Uhr war seine Ankunft angesagt, doch wusste man in Vallorbe schon um 22 Uhr von einer mehrstündigen Verspätung. Heute Morgen 4 Uhr 25 traf er ein.

Es war eine lange Nacht. Auf den Perrons des Bahnhofes sammelten sich immer mehr Leute an, und im Bureau des Bahnhofskommandanten war die ganze Zeit hindurch ein Gedränge von Militärs und Zivilisten, die sich Zutrittskarten ausstellen lassen wollten. Die Zivilisten waren Angehörige der Flüchtlinge, die wir erwarteten.

In der Zwischenzeit schritten wir die Bahnsteige auf und ab und fühlten uns im nächtlichen Anblick der Felswände beinahe wie in Göschenen, wo auch ein Tunnel in der Nähe ist und wo man ebenfalls Teller und Tassen für die Reisenden ausbreitet.

Wir setzen uns in einen Wartesaal und dösen vor uns hin. Der Zug kann jeden Augenblick kommen. Denn er ist nicht etwa im Heranrollen, sondern steht seit einer Stunde vor dem schweizerischen Ausgang des Mont d'Or-Tunnels in Sichtweite vom Bahnhof Vallorbe aus. Dort ist er festgehalten, weil die Reisenden die französische Grenzkontrolle zu passieren haben, ein Geschäft, das in Anbetracht der Kriegszeit sehr gründlich besorgt wird und deshalb viel Zeit in Anspruch nimmt.

Auf den windgeschützten Perrons und an den Büfets sind lange Tische gedeckt. Brote und angeschnittene Käselaike liegen zum Zerstückeln bereit. Ein rühriger Betrieb herrschte die ganze Nacht hindurch auf dem Bahnhof, ein Hin und Her von weissgekleideten Schwestern, Pfadfindern, Hilfsdienstpflichtigen, Polizisten, Soldaten und Offizieren. Oberst Stammbach vom eidgenössischen Kriegsfürsorgeamt, der die Notwendigkeit eines Flüchtlingsdienstes für diese Kriegszeit lange vorausgesehen, hatte alle erdenklichen Vorbereitungen treffen lassen.

Unterdessen sind die Bahnsteige zum Schauplatz eines ganzen Gewimmels von Wartenden geworden. Auf langen Tischen hat man Teller und Tassen aufgestellt, flinke Frauen-

hände fügen jedem Gedeck Brot und Käse bei. Und hinten auf dem Perron, gegen den Wind geschützt, dampft die Suppe und raucht der Milchkaffee in grossen Militärkochkesseln. Hilfsdienste und Pfadfinder sind da, die den ermüdeten Rückwanderern das Gepäck tragen wollen, Rotkreuzschwestern, die ein Krankenzimmer und ein Säuglingsheim in den Sälen des Zollgebäudes eingerichtet haben, Militär und Polizei für den Ordnungsdienst.

Schon lange ist alles bereit. Endlich gleitet der Extrazug heran, von einer schweren französischen Dampflokomotive gezogen. Übernächtige, doch fröhliche Gesichter blicken aus den heruntergelassenen Fenstern erwartungsvoll in die Morgendämmerung hinaus. Ein Pfadfinder schwenkt die Fahne mit dem weissen Kreuz im roten Feld, ein zweiter die Fahne des Roten Kreuzes. Und nun setzt ein kleiner Chor ein, der sich geschwind aus Pfadfindern, Krankenschwestern und Soldaten zusammengesetzt hat: ein Feldpredigerhauptmann dirigiert ihn, und sie singen, dass es durch den ganzen Bahnhof hallt: «Rufst du, mein Vaterland.» So wurden die Schweizer aus Paris in Vallorbe empfangen, und manchem Heimkehrer wurde das Auge feucht.

Der Zug bestand aus zehn oder noch mehr Vierachsern. Die Insassen eines Wagens nach dem andern wurden zuerst ins Schweizer Zollhaus geleitet, wo man ihre Personalien aufnahm und ihre Reiseziele feststellte, Kranken ärztlichen Beistand zuteilwerden liess. Pfadfinder schleppten das Gepäck hinüber – nicht viele wohlhabende Lederkoffer, sondern im Gegenteil meist ärmliche, zerbeulte Fibernkoffern, Wäschekörbli, in Eile zusammengeraffte Pakete und Säcke. Mütter mit ihren Kleinen auf dem Arm begaben sich in die Kinderstube, wo sorgliche Frauenhände nicht nur einen langen Wickeltisch zubereitet, sondern am Boden auch ein Laufgitter mit Spielzeug bereitgestellt hatten. In diesem Kinderaal war alsbald ein vielstimmiges Zirpen von ungnädigen Säuglingen zu hören, die einer trockenen Packung bedurften und eines wärmenden Tränkleins. Waren sie dann getränkt, dann blieb auch der obligatorische Rülps und das zufriedene Gähnen nicht aus. Es hat diesen jüngsten Auslandschweizern in der Heimat sicher gefallen.

Inzwischen ist es Tag geworden. Die Reisenden begeben sich zu den gedeckten Tischen und stärken sich. Andere, die noch nicht aus-

steigen dürfen, erhalten vom fahrenden Büfett Speis und Trank. Wir treten bald zu dieser, bald zu jener Gruppe hin. Manche haben eine französische Gasmasken umgehängt. Die grössere Zahl spricht Französisch, aber bald entpuppen sich viele als Deutschschweizer, die ihr Bärn- oder Züritütsch auch während eines jahrelangen Aufenthaltes in Paris waschecht bewahrt haben.

Eine Familie mit dreizehn Kindern ist da. Der Mann war Meisterknecht auf einem grossen Bauerngut im Département du Nord. Die Leute sehen tüchtig aus. Sie werden schon ein Unterkommen finden; denn an tüchtigen Leuten hat man nirgends Überfluss.

Welch ein Durcheinander hat dieser Krieg angerichtet! Eine Familie hat ihre Koffern nach den Pyrenäen geschickt, weil sie im Sinne hatte, sich dort in Sicherheit zu bringen, und was sie in die Schweiz mitnehmen konnte, hatte in einem Handkofferchen Platz. Die Frauen erzählen aus dem Leben der letzten Tage in Paris: die ganze Millionenstadt war von einer wilden Angst ergriffen. Der Geschützdonner liess die Menschen nächtelang nicht schlafen. Als dann bekannt wurde, dass die Schweizer Gesandtschaft von den französischen Behörden einen

Extrazug erwirken konnte, obschon alle Eisenbahnwagen für die Armee reserviert waren, drängten sich gegen 1300 Schweizer zu der Gare de Lyon, um die Heimreise anzutreten. Ein Mann hat seine Frau und Kinder im Gedränge des Bahnhofes verloren und nicht wieder gefunden. Viele hatten während 24 Stunden nichts mehr gegessen; denn in Paris war nichts mehr zu kaufen, die meisten Läden wurden schon vor einigen Tagen geschlossen.

Seltsam. Diese Leute haben den Krieg nicht gesehen. Allein der Lärm und die Nachrichten vermochten in der ganzen Bevölkerung eine Angst hervorzurufen, die vielen den plötzlichen Entschluss zur Abreise nahelegte.

Nun sind sie da. Die Heimat nimmt sie auf, viele in der bittersten Armut und Bedrängnis. Wir können froh darüber sein, dass das eidgenössische Kriegsfürsorgeamt für solche Rückwandererströme vorbereitet war, dass die Eidgenossenschaft für den Lebensunterhalt dieser Leute während der ersten drei Monate aufkommt, und dass die Zentralstelle für Rückwandererhilfe in Zürich für diese Unglücklichen eine Sammlung eingeleitet hat, deren Mittel zur Hilfeleistung dienen. Viele von den aus Paris Heimgekehrten haben irgendwo Eltern

oder Geschwister, wo sie einstweilen unterkommen; daneben gibt es andere, die nicht wissen, wohin sich wenden. Für all diese Leute muss gesorgt werden, sei es, dass man Arbeit für sie schafft, sei es, dass man sie in ihre Wahlheimat zurückfahren lässt, wenn einst wieder ruhigere Zeiten einkehren.

Noch in den frühen Morgenstunden wurde ein schweizerischer Extrazug bereitgestellt, in dem die Rückwanderer je nach ihrem Reiseziel Platz nehmen konnten. Alle, die am Empfang der Auslandschweizer in Vallorbe im Morgenrauen des 14. Juni 1940 teilgenommen haben, werden das Erlebnis der Zusammengehörigkeit aller Schweizer und der wahrhaft eidgenössischen Hilfsbereitschaft nicht vergessen.

Der Übertritt französischer Truppen in die Schweiz

In den letzten Tagen hatte die Schweiz eine unvorhergesehene Probe ihres Neutralitätswillens abzulegen. Gegen 40'000 Mann und gegen 8'000 Pferde der französischen Armee sind im Laufe der Woche über unsere Jura-grenze auf Schweizerboden übergetreten, entwaffnet und interniert worden. Über Nacht kam unsern Grenztruppen eine völlig neue Aufgabe zu. Ausser der Bewachung und Sicherung der Grenze hatten sie noch den Ordnungsdienst zu übernehmen, was durch rechtzeitig heranbefohlene Verstärkungen mit motorisierten Einheiten möglich war. Die Umstellung geschah mitten in der Nacht von einer Stunde auf die andere. Aber was für die beteiligten Kommandanten und Behörden eine Improvisation bedeutete, machte auf die eigenen wie auf die ausländischen Soldaten den Eindruck einer rasch und reibungslos arbeitenden Organisation. Die Kommandanten der Grenz-

abschnitte waren jederzeit Herren der Lage, auch wenn der Druck auf die Grenze zeitweise sehr stark war. Im Hinterland konnte eine Organisation, die für andere Zwecke vorbereitet worden war, sogleich ausgebaut und in Betrieb gesetzt werden. Schon nach dem grossen Zustrom von Zivilflüchtlingen anfangs dieser Woche machte sich das Armeekommando darauf gefasst, dass französische Truppenteile an den Grenzstationen den Einlass und die Internierung begehren würden. Doch hatte niemand ein so rasches Anschwellen berechnet.

In Eile wurden durch die Truppenkommandanten in Verbindung mit den Zivilbehörden und den örtlichen Organisationen militärischer und sanitärischer Natur hinter der Grenze Tageslager errichtet, wo die einmarschierenden, beim Grenzübertritt entwaffneten Truppen sich fürs erste erholen und verpflegen konnten. Von dort aus wurden sie meist noch am Tage ihres Eintreffens ins Innere des Landes weiter befördert, teils mit den eigenen Fahrzeugen, teils mit der Eisenbahn oder mit den Kolonnen von Autobussen, die aus der ganzen Schweiz zusammengerafft und an die Grenze geworfen worden sind. Während zweier dieser historischen Tage, am 19. und 20. Juni, hatte ich

Gelegenheit, an einigen Stellen der Juragrenze dem Übertritt der französischen Truppen beizuwohnen.

Saignelégier, 19. Juni 1940

Die ersten sichtbaren Vorboten des Übertritts französischer Truppen begegnen uns in Lyss. Am Bahnhof haben sich Schulkinder eingefunden, um der Durchfahrt des ersten Interniertenzuges beizuwohnen. Hinter Biel beginnt die lange Reihe der Sperrposten; immer wieder muss ich meinen Ausweis zücken. Es ist klar, dass der Jura hermetisch abgeschlossen werden muss, damit das Ungewisse, das nun folgt, störungslos durchgeführt werden kann. Ein Glück, dass man den Jura zuschliessen kann, wie ein Haus.

Bei Sonceboz treffen wir auf eine Kolonne von französischen Zivilautomobilen. Die Insassen sitzen am Strassenrand an der Sonne und verzehren ihr Mittagmahl. Sie stehen unter der Führung eines Auslandschweizers und fahren nach Romont in ein Interniertenlager für Zivilflüchtlinge. Sie wissen davon, dass auch französisches Militär nach der Schweizergrenze gedrängt wird.

Im Tageslager

Von Tramelan erreichen wir das Hochplateau der Freiberge. Der Jura bietet das gewohnte Bild: zwischen den Wettertannen weiden friedlich gelbe Kühe und braune, ledige Pferde, Stuten mit ihren Füllen. Ein blauer, weiss- bewölkter Himmel steht über dem grünen Land. Bevor man die weissen Häuser von Saignelégier am gesenkten Horizont erblickt, weitet sich beim Austritt aus dem Walde eine geräumige Wiesenfläche, in deren Hintergrund das Gebäude des Pferdemarktes sichtbar wird. Auf dieser Wiese pflegt alljährlich im August der *Marché-Concours* stattzufinden. Heute ist sie überlagert von einer olivbraunen Menschenmasse und von einem Autopark, der mit seinen schmutzigen, zerbeulten, oft zerschossenen Fahrzeugen beinahe das Aussehen eines Autofriedhofes hat.

Auf diesem grünen Plan haben sich Mann und Ross und Wagen in geordneten Haufen niedergelassen. Vorn Artillerie und Infanterie, im Hintergrund Kavallerie. Dort hinten haben sie dem Waldrande entlang eine lange Zeile von kleinen Araberpferdchen angebunden. In Gruppen stehen oder liegen die internierten

Soldaten umher. In Gruppen treten sie an, um zuerst Teller und Löffel, hernach die Suppe in Empfang zu nehmen. Andere wieder sitzen im Gras und suchen mit einem wochenalten Bart fertig zu werden. Zahlreich sind die Infanteristen, die sich zum Sanitätsposten begeben haben, um ihre wundgelaufenen Füße zu verbinden. Dort werden sie von Samariterinnen aus dem Dorf gepflegt. Eine andere Gruppe ist mit Schreiben beschäftigt. Es sind dunkle Burschen aus der Berberei, die das Schreibpapier mit arabischen Schriftzeichen bedecken, während ihre Pferde gemächlich im Schatten der Tannen stehen und ihre Sättel schütteln.

Dort, wo der Tee ausgeschenkt wird, haben sich ein paar Soldaten mit ihren viereckigen Gamelien eingefunden; eine alte Frau zieht' Mie Aufmerksamkeit der Leute auf sich. Sobald ich herantrete, ruft sie mich an und weint: «Ich habe meine drei Söhne in der Maginotlinie. Wissen Sie nicht, wo meine Söhne sind? Haben Sie keinen von ihnen gesehen?» Eine Samariterin führt die Alte beiseite, dem Lager der Zivilflüchtlinge zu.

Die Soldaten sind vom Strom des Fliehens und Ausweichens an die Schweizergrenze gespült worden. Es gibt solche, die zehnmal und

mehr im Kampfe gestanden haben, andere wieder, die den Krieg überhaupt nicht sahen. Sie sind alle unzufrieden, mit sich und mit der Welt. «Dass uns das passieren musste! Wir wollten uns doch schlagen, wir wollten kämpfen, aber wir konnten nicht.» Offenbar wurden die Verbindungen zwischen den Kommandanten und ihren Truppen durchschnitten, und die Verbindung zwischen den einzelnen Verbänden riss ab, so dass der einzelne Kämpfer keine andere Möglichkeit mehr sah, als mitzuschwimmen mit dem Strom von Unglücklichen, der sich der Schweiz zuwälzte. Zu allem kommt, dass die flüchtenden Zivilisten die Strasse verstopften. Die Offiziere und Mannschaften sind sehr deprimiert. Natürlich sind sie froh, in der Schweiz Einlass gefunden zu haben, doch betonen sie immer wieder, dass sie sich wie Soldaten schlagen wollten, wenn sie nur dazu gekommen wären. Dabei weisen sie auf ihre unversehrten Uniformen von khakibrauner oder himmelblauer Farbe hin.

Die Leute, die hier zusammen sind, stammen aus vielen Einheiten, und die Einheiten von überall, sie kommen aus ganz Frankreich und aus den Kolonien. Während wir gewohnt sind, von Zürcher oder Berner Einheiten zu

sprechen, sind in den französischen Einheiten, die uns hier begegneten, die Leute ganz durcheinander gewürfelt. Der eine stammt aus dem Elsass, der andere aus den Pyrenäen, einer aus Marseille, der nächste aus der Bretagne. Das macht sie vielleicht noch apathischer.

An der Grenzbrücke bei Goumois konnte ich eine Stunde verweilen. Auf dem Weg dorthin, der von Saignelégier um eine ganz beträchtliche Höhendifferenz abfällt, sahen wir eine junge Frau über die Wiesen eilen. Am Waldrand machte sie kehrt und rannte die Strasse hinab, wo sie bald von einem Posten gestellt wurde. Sie verwarf die Arme, weinte, rief. Die Soldaten nahmen sie in Gewahrsam. Eine irrsinnig gewordene junge Frau.

Am Doubs

Heute sind wir froh um jede fahrbare Strasse, die wir haben. Zu dem kleinen Grenzübergang von Goumois führen zwei Strassen, so dass man den Einbahnverkehr durchführen konnte. Es war auch höchst nötig, denn unablässig folgten sich die bergan steigenden Kolonnen, bald braungrau gestrichene, mit verwelk-

tem Laubgetarnte Lastwagen, bald eine Zeile von Reitern, bald eine halbe oder ganze Kompagnie Infanterie, die müde und oft lässig, teilweise aber in guter Haltung, ledig aller Waffenlast, den Berg emporschritten. Bei der Abzweigung hat sich auf einmal ein zweites Waffenlager gebildet, der Platz zwischen den Häusern von Goumois reichte nicht mehr aus.

Goumois besteht aus wenigen Häusern, eines davon ist der Zoll, eins das Wirtshaus. Jenseits der Brücke, auf französischem Boden, befinden sich ebenfalls ein Zollhaus, ein Wirtshaus und ein paar weitere Gebäulichkeiten. Ein paar tausend Soldaten mit Pferd und Fuhrwerk sind schon über die Brücke gekommen. Soeben trifft eine Kompagnie Infanterie ein; grimmig, aber in beherrschter Ruhe reichen sie den Schweizer Soldaten ihre Gewehre. Dann lösen sie das Bajonett aus der ledernen Tasche, ziehen den Leibgurt aus den Patronentaschen und werfen die Patronentaschen hin. Nicht allen braucht man die Waffen abzunehmen, mancher wirft sein Gewehr und seinen Helm mit einem Fluche von sich und zündet eine Zigarette an.

So haben sich an den Hausmauern von Goumois Haufen von Kriegsmaterial aufgestapelt, die noch etwas Zeughausluft ausströmen.

Zu Hunderten liegen Gewehre aufgeschichtet, mehrere Modelle mit verschiedenen Kalibern, daneben leichte Maschinengewehre, Ledertaschen, Sättel, Helme in einem unbeschreiblichen Durcheinander, dem eine Gruppe von Schweizern zu Leibe rückt, indem ..sie ordentlich Gewehr zu Gewehr, Bajonett-zu Bajonett schichten. Denn Ordnung muss sein. Das erste Durcheinander ist schliesslich zu begreifen: Der Durchmarsch hielt die ganze Nacht an, und im ganzen Dörfchen gab es eine einzige Strassenlaterne. Jetzt haben sie einen Draht über den Platz gespannt und zwei Glühbirnen daran aufgehängt.

Soeben kommt ein Camion mit Verwundeten an. Auf Bänken im Innern des Wagens sitzen und liegen Burschen, die unmittelbar aus dem Kampf kommen. Der Sanitäter hat ihnen bereits Notverbände angelegt, nach kurzer Kontrolle nach Waffen wird das Auto abgefertigt. Gestern soll hier beim Eintreffen auf der Schweizerseite ein Verwundeter gestorben sein.

Das Tal des Doubs ist tief und felszerrissen in das Hochplateau des Jura eingesägt. Zu den wenigen Grenzbrücken führen die Strassen von beiden Seiten mit weitausbiegenden Serpentin hinunter. Oben auf dem Plateau von

Maiche wird noch gekämpft. Eine polnische Division stelle sich den Deutschen entgegen, heisst es. Mitten in dem Kanonendonner, der von der jenseitigen Anhöhe her hörbar ist, bricht ein Gewitter ein. Die Stimme des Himmels spricht lauter und eindringlicher als die Stimme des Krieges, und beinahe väterlich. Es ist, als wolle uns der Himmel zeigen, dass er immer noch stärker ist als aller Donner von Menschenhänden. Ein Platzregen und Hagelwetter geht über die Gegend nieder. Der niederprasselnde Regen ergiesst sich in dicken Bächen in die dunkelgrüne Flut des Doubs und färbt sein Wasser gelb. Das Bild des Dörfchens Goumois hat sich mit einem Schlage verwandelt. Die algerischen Reiter, die neben ihren kleinen Schimmeln stehen, haben ihre mächtigen rostroten Mäntel übergeworfen und die Kapuzen über die Helme gezogen.

Die polnische Division begehrt Einlass

Im niederklatschenden Regen erkennt man, wie auf der jenseitigen Strasse sich eine unübersehbar lange Kolonne mit der Spitze in Französisch-Goumois aufzuschliessen beginnt:

die polnische Division, die auf dem Plateau kämpfte, hat Einlass in die Schweiz begehrt. Ihr Tross und ihre Artillerie ziehen sich auf der Strasse nach Goumois zusammen. Gegen Abend trifft der Bescheid ein, der Bundesrat habe den polnischen Truppen der französischen Armee den Eintritt in die Schweiz gestattet. Ein polnischer Offizier steht bei unseren Offizieren beim Schweizer Zollhaus und gibt nun seinen Leuten auf Polnisch die Anweisung für den Grenzübertritt, die er soeben vom Abschnittskommandanten erhalten hat. Die polnische Legion wird paketweise über die Brücke gelassen. Infanterietrupps in der Stärke von rund fünfzig Mann, bei den motorisierten Truppen ein Fahrzeug nach dem andern. Es ist nämlich nicht mehr Platz in Goumois; mit den Kompagnien marschieren Tiere, meist Hunde, gelegentlich auch Katzen oder Hühner. Da man einem Huhn nicht zumuten kann, mit Soldaten Schritt zu halten, trägt der Nachzügler das Huhn auf dem Arm. Diese Tiere sind nicht als Notproviant bestimmt, sondern es sind Schutzgeister des Aberglaubens, Totemtiere. Ein paar freundliche Geistliche sind bei den Truppen.

Sie wurden hier ausnahmsweise über die Grenze gelassen, obschon dieser Übergang nur

für Militärpersonen bestimmt ist. Sie werden ihren Gemeinden folgen; in einigen Dörfern, so sagen sie, sei niemand mehr als das Vieh, auch da, wo sich kein deutscher Soldat gezeigt hat. Ein Fliegersoldat, der als Photograph des Armeestabes seines Amtes waltet, wird von ihnen als Kollege angesprochen, da er ja Engelsflügel auf einer schwarzen Patte trage.

Im Schulhaus von Noirmont

Dann fahren wir nach Les Noirmonts hinauf, wo die Zivilflüchtlinge hingeschafft werden. Zivilisten und Militär werden scharf getrennt. Die Wachen dulden keine Zivilisten auf dem Camp von Saignelégier. Les Noirmonts, ein kleines Dörfchen mit einem hochtrabend grossen Schulhaus, hat in seinen Strassen einen Wagenpark des Elends aufgereiht. Da stehen Kinderwagen aller Jahrhunderte, Frauen mit vielen Kindern drängen sich um das Eingangstor. Schwestern wollen den Frauen die Kinder abnehmen, aber die Kinder fürchten sich.

Ein älterer, würdiger Herr spricht mich an. Er möchte mit seinem Wagen Weiterreisen und sucht die Stelle, die ihm die Erlaubnis dazu

geben kann. Ich stelle mich vor. Er gibt sich als Gouverneur von Strassburg zu erkennen, dem Range nach ein Armeekorps-Kommandant und General. Mit seinem kleinen Wagen und ein paar Habseligkeiten ist er mit den Flüchtlingen in die Schweiz gekommen. In einem anderen Flüchtlingslager von Zivilisten haben wir eine ältere, distinguierte Dame getroffen, die aus der Gegend von Nancy stammte. In ihrem Wohnort wirkte sie für die Flüchtlingshilfe. Sie tut nun die gleiche Arbeit, die ihr zu Hause zgedacht war; nur gehört sie selbst zu den Réfugiés, statt dass sie solche bei sich aufnehmen kann.

Der General kommt

In La Ghaux-de-Fonds orientiert mich der Kommandant über den Gang der Übertritte während der letzten Nächte. Der Artilleriepark, der einen halben Tag lang auf einem Platz versammelt war, ist inzwischen von unseren eigenen Truppen ins Innere des Landes geführt worden. Irgendwo in einem Wald hat er die französische Artilleriemunition in einem Depot versorgt. Militär und Zivilbehörden haben ein-

ander hier rasch und wirksam in die Hände gearbeitet. Innert kürzester Frist waren 1'600 Liter Suppe für die Flüchtlinge und die internierten Soldaten zur Verteilung bereit. Die Zivilflüchtlinge wurden bei den Familien des Städtchens untergebracht, die Soldaten ins Landesinnere transportiert. Die Bevölkerung von La Chaux-de-Fonds hat die französischen Truppen freundlich aufgenommen, aber sich mit der Disziplin, die uns ansteht, jeder Kundgebung enthalten.

Doch, eine Kundgebung habe ich gleich mitangesehen. Im Hotel, wo ich den Abschnittskommandanten sprach, erschien plötzlich General Guisan. Um sein Automobil sammelte sich sogleich eine Volksmenge, und als er nach einem kurzen Aufenthalt wieder heraustrat, brachte ihm die Bevölkerung eine Ovation dar.

Wir fahren über Neuenburg zurück. Diese Stadt trägt schon die Spuren der friedlichen Invasion. Da und dort stehen Gruppen von Khakisoldaten im Gespräch mit Zivilisten. Sie sind froh, ein sicheres Dach über dem Kopf zu haben und um halb zehn Uhr zum Appell dorthin zurückkehren zu können.

Nach einer abenteuerlichen Fahrt sind wir hier in diesem reizenden alten Städtchen am Doubs angelangt. Es ist voll von schweizerischen Truppen. Da und dort stehen kleine Gruppen von Franzosen oder Polen umher und warten auf Befehl zum Abtransport.

Mein erster Gang gilt der uralten romanischen Kirche; sie ist ein Juwel mittelalterlicher Baukunst. Unter dem Turmeingang machen sich ein paar Knaben an den Glockenseilen zu schaffen. Sie werden gleich Betzeit läuten. Das Innere der Kirche ist völlig mit Stroh ausgepolstert. Man sieht dem Stroh an, dass es einer Menge Leute Schlafruhe geboten hat. In den Gängen und zwischen den Sitzreihen, sogar zwischen den geschnitzten Chorstühlen und vor dem Altar haben sich in der vergangenen Nacht französische Soldaten von ihren Märschen ausgeruht.

Die Bevölkerung des Städtchens – wie die Bevölkerung unserer Grenzorte überhaupt – ist vom Wachen, vom Zuschauen und vor allem vom Helfen übermüdet. An allen Orten wurde den fremden ermüdeten Soldaten geboten, was man bieten konnte: Brot und Würste, Ziga-

retten, Tee und wieder Tee. Eine Zeitlang war im Städtchen überhaupt nichts Essbares mehr zu haben. In Saignelégier und hier und noch in vielen andern Gemeinden in der Nähe der Grenze standen die Bäcker Tag und Nacht vor ihren Öfen und buken Brot, so viel sie herausbrachten.

Doch habe ich vorgegriffen. Auf dieser Fahrt vom Mittelland in den Jura begegneten uns fast alle zehn Minuten Kolonnen der französischen Armee, bald Infanteristen, bald Artillerie, eine leichte Panzerwagenformation, ein afrikanisches Reiterregiment. Alle marschieren oder fahren unter Führung schweizerischer Truppen zu Tal. In den Dörfern stehen Frauen und Kinder an der Strasse und schenken Tee aus. Einmal bemerke ich, wie ein junger Franzose sich von der Kolonne löst, auf ein Mütterchen zustürzt und sie unter Freudentränen umarmt. Dieser französische Soldat ist im Dorf aufgewachsen, und die Mutter hat unverhofft ihren Sohn wieder gefunden.

Eine lange Reihe von Autobussen kommt uns entgegen. Postautomobile, blaue Omnibusse der Zürcher Strassenbahn, grüne Berner, Bieler, Offener Stadtomnibusse sind darunter und die grossen privaten Personentransport-

wagen, die man früher an Sommersonntagen auf der Landstrasse sah. Die meisten tragen die Wappen ihrer Orte. Sie sind alle angefüllt mit französischen oder polnischen Soldaten, die landeinwärts fahren, geführt von Schweizer Soldaten. Die PTT-Verwaltung stellte eine Reihe von Alpenpostkursen ein, um so viele Wagen als möglich für den Abtransport der Internierten freizumachen.

Eine neue Kolonne von leeren Autobussen ist vor uns. Sie steigt bergan. Wir überholen sie auf der breiten Landstrasse. Oben auf der Höhe, beim Lager von Saignelégier, das seit gestern zweimal die Belegung gewechselt hat, steht eine dritte Kolonne, bereit zur Abfahrt, sobald die leeren Wagen angekommen sind. Diesmal sind lauter Polen da. Die Kompagniekommandanten haben ihre Leute straff im Zaun, teilen die Gruppen ein, die die bereitstehenden Autobusse zu besteigen haben. Aber vor dem Abschied singen sie den Frauen von Saignelégier, die ihnen das Mittagmahl zubereitet haben, noch ein langgezogenes, trauriges Lied.

Die Spahis kommen.

An der Grenzbrücke am Doubs, wo zwei Tage und Nächte lang ein unruhvolles Leben und ein unablässiger Betrieb war, wo Manövrierkommandos für die Automobile durcheinander hallten, ist es jetzt still geworden. Die Tankperre, die man zur Freimachung der Strasse hatte beseitigen müssen, wird wieder aufgebaut. Ganze Lastwagen voll Gewehre begegnen uns auf dem Weg. Doch ist noch mancher Transport auszuführen, bis all das Lederzeug, die Gasmasken, die Munition in Sicherheit gebracht ist. Unsere Soldaten suchen das Gelände ab; da und dort liegt noch ein Helm, den der Träger mitten auf dem Marsch offenbar entbehren zu können glaubte. Sorgfältig werden die Munitionskisten an den Strassenrand gestellt und aufgeladen. Morgen schon wird nur noch die ausgefahrene Strasse von der unglücklichen französischen Armee zeugen, die hier entwaffnet ihren Internierungslagern entgegenzog.

In jedem Dorf auf den Höhenzügen der Freiberge ist ein Lager aufgeschlagen. Bei Les Enfers begegnet uns ein Spahi-Regiment. Stolz sitzen diese braunen Gesellen auf ihren kleinen

grauen Berber-Hengsten, alle haben ihre roten Mäntel übergeschlagen, ein malerisches Bild. Einige tragen rote Mützen, andere den Turban um den Kopf geschlungen. Sie sind in gutem Zustand; die Offiziere grüssen mit der Hand, die Soldaten mit Kopfdrehen. So zieht eine Schwadron nach der andern in Einerkolonne an uns vorbei, der Höhe zu. Man erzählt sich, diese Afrikaner hätten zwar ihre krummen Säbel und ihre Gewehre ohne Umstände abgegeben, aber sich von ihren Dolchen nur mit Widerwillen getrennt. Denn für einen Mohamedaner ist es schimpflich, seinen Dolch aus der Hand geben zu müssen. Doch lautete der Befehl zur Entwaffnung so klar, dass ihnen nichts anderes übrig blieb, als sich zu fügen.

Auf dem Weg ins Tal nach Soubey treffen wir Fuhrwerke der polnischen Truppen, die am frühen Morgen bei Chaufour auf Schweizerboden übergetreten sind. Motorlastwagen, Sanitätslastwagen, Feldküchen mit einem kleinen, senkrechten Kaminrohr, eine Haubitzbatterie. Die Geschütze lässt man durch die eigene Bespannung ein Stück weit ins Innere bringen, bevor man sie von ihren Mannschaften und Pferden trennt. Die Munition haben sie an der Grenze zurücklassen müssen.

Beim Zollhaus von Chaufour

Von Soubey, wo unsere Truppen das Bild beherrschen, fahren wir nach Chaufour hinauf. Ein Strässchen geht bis zum Dorf Epiquerez; von dort führt ein Feldweg zum einsamen Zollhaus von Chaufour. Der Feldweg ist von den zahllosen Fahrzeugen und Truppen, die hier durchgingen, auf Autostrassenbreite ausgetreten worden, und nebenan in den Wiesen sieht man die Spuren von Tanks tief eingegraben. Wir müssen hier mit unserem Auto sehr langsam fahren, denn die Strasse hat Löcher von Ellenbogentiefe.

So geht es ein paar Kilometer weit über den Höhenrücken, hart der Grenze entlang. Vorn, beim Zollhaus Chaufour, ist ein breiter, hartgetretener Platz von der Beschaffenheit eines jurassischen Dorfplatzes. Am Morgen, erklärt mir der Schweizer Zollbeamte, sei da noch eine Wiese gewesen. Rings um diesen Platz ist die Bewaffnung eines polnischen Korps auf verschiedene Haufen geschichtet. Hier ein Haufen Patronentaschen voll Gewehrmunition, dort Gewehre und Bajonette, Pistolen und Revolver, an einer andern Stelle Artilleriemunition, teils in Kisten, teils offen am Tageslicht, da-

neben rote Eier-Handgranaten und ein paar zerrissene Bücher. Ein Schundroman, «Salon d'amour» betitelt, ein paar fromme Erbauungsbücher und einige Broschüren, die wohl von der Regierung an die Truppen verteilt wurden. Schweizer Soldaten unter dem Befehl eines Oberleutnants haben all dies Material zu bewachen. Sobald Lastwagen frei sind, wird es abgeholt.

Was die beiden französischen Unteroffiziere und die Schweizer Soldaten hier erzählten, ist ergreifend. Die polnischen Truppen waren schon tags zuvor auf dem Plateau unmittelbar an unserer Grenze, und von hier aus griffen sie nochmals in den Kampf ein, der sich unten, im französischen Doubstal, entspann. Aber sie waren hier völlig in einer Tasche eingeschlossen, konnten nicht mehr vor- noch rückwärts. Der deutsche Angriff ging an ihnen vorbei. Nun waren sie verloren. Bevor sie die Schweizergrenze überschritten, versammelte der Kommandant seine Truppe und hielt eine Ansprache. Unter dem Rufe: «Adieu France!» wandten sich die Polen dem Schweizer Zollhaus zu, legten ihre Waffen nieder und marschierten nach Soubey hinunter. «Pauvre France», sagte der junge Sergeant immer wieder. Er kann es nicht

fassen, dass er nicht mehr Soldat sein und für sein Vaterland kämpfen darf. Er ist ein stämmiger rauher Bursche, er weint.

Wir halten von der Grenzhöhe Ausschau gegen den französischen Unterlauf des Doubs hinab. Auch mit dem Feldstecher ist nirgends ein Mensch zu sehen, doch ist der Weiler drüben auf französischem Boden wieder von seinen Bewohnern bezogen worden, und auf den Strassen, die ins Tal hinabführen, bewegt sich nichts. Wenn hier nicht Waffen in riesigen Haufen beisammen lägen, wenn nicht die Plattform jenseits der Grenze mit Papieren, Sätteln, leeren Konservenbüchsen und weggeworfenen alten Broten übersät wäre, ledige Araberpferde unter den Tannen weiden würden, so läge ein schöner Juniabend über den Waldhöhen der Freigrafschaft; denn eben geht der Mond auf, und es ist noch Tag.

Links und rechts von uns stehen französische Flabgeschütze, mit Segeltüchern verhüllt. Sie wurden hier wohl abgespannt und stehen gelassen. Auch sie wird man morgen abholen, und das Gras kann auf Chauffour wieder wachsen.

Es geht uns, wie dem Sergeanten von Chauffour, wir sind von allem so benommen, dass wir immer noch nicht fassen können, was hier ge-

schehen ist. Apathisch und trotzig haben sich die französischen Truppen in ihr Schicksal gefügt, besonders jene, die den Feind überhaupt noch nicht gesehen hatten. – Wer aus den Kämpfen kam, hatte gerade genug davon; aber lange nicht alle von den Übergetretenen trugen Spuren des Kampfes an sich. Zersprengte Trupps, die den Anschluss an ihre Einheiten nicht mehr fanden, höhere und hohe Truppenführer, die die Verbindung mit dem Oberkommando völlig verloren hatten, sahen keine andere Möglichkeit mehr vor sich, als den neutralen Boden der Schweiz aufzusuchen. Ein paar Soldaten waren in der Ausgangsuniform und trugen keine Waffen – Urlauber, die soeben von irgendwoher zu ihrer Truppe stossen wollten, sie aber nicht mehr finden konnten. Nun werden sie in der Schweiz auf das Ende des grossen Völkerringens warten, die Franzosen, die Polen, die Araber, die Berber, die Algerier mit ihren Hunderten von Camions und mit ihren Tausenden von Pferden.

Der Übertritt der französischen Truppen ist überall in Ordnung und unter scharfer Kontrolle der Schweizer Grenztruppen vor sich gegangen. Die Entwaffnung vollzog sich reibungslos und rasch. Die Befürchtung, es

könnten sich zwischen den Kriegführenden hart an der Grenze Kämpfe entspinnen, hat sich glücklicherweise nicht bewahrheitet.

In diesen Tagen haben wir erneut erfahren können, dass die Neutralität der Schweiz kein leeres Wort ist, sondern durch das Machtmittel der Armee aufrechterhalten werden muss und werden kann. Es wird für unsere Behörden keine leichte Aufgabe sein, die übergetretenen Truppen unterzubringen; doch wird die Schweiz mit dieser ihr unerwartet zugefallenen Aufgabe aus eigenen Kräften fertig werden, und wenn die Betreuung der Flüchtlinge und der Internierten unsere grösste Sorge während dieser Kriegszeit bleibt, wollen wir dem Schicksal dafür danken.

Die Schweiz ohne Wegweiser

Die Überschrift ist nicht symbolisch zu verstehen; die Entfernung der Wegweiser geschah ja aus militärischen Gründen und hat mit politischen Deutungen nichts zu tun. In den Tagen der grössten Spannung hätte man einem Eindringling den Gefallen nicht getan, von den in der strassenreichen Schweiz sehr verbreiteten Wegweisern seine Marschrichtung samt den Distanzen ablesen zu können. Es verschwanden sozusagen über Nacht die leuchtenden Pfeile an den grossen Strassenkreuzungen, die Blechfahnen an den kleineren, es verschwanden die Ortstafeln bei den Dorfeingängen, und nun muss jeder selber wissen, wo er steht, wohin er will, und welchen Weg er wählen soll. Das war und ist für viele eine sehr gute Erziehung. Wir haben uns das Denken in Sachen Geographie durch die reichlichen Beschriftungen unserer Strassen viel zu rasch abgewöhnt. Auch das Eisenbahnfahren fördert den Instinkt der Orientierung keineswegs, weil man –

sofern man nicht den falschen Zug besteigt – mit der Fahrkarte auch das Reiseziel kauft. Wenn man aber zu Fuss im Land herumreist, oder morgens 3 Uhr mit dem Auto zu einer Reise von zweihundert Kilometern Distanz starten muss, die, ohne Wegweiser, durch drei Städte und zehn Städtchen, durch vierzig Dörfer führt, dann lernt man wieder die Zusammenhänge zwischen der Naturgestalt des Landes und allem Siedelungs- und Verkehrswesen erkennen. Ausserdem gibt man sich auch tagsüber nicht gern die Blösse, an jeder Ecke nach dem Weg fragen zu müssen.

Wir fingen wieder an, die Karten genau zu lesen, die Landschaft genau zu betrachten. Wir lernten wieder, alles wegzudenken, was von Menschenhand gemacht ist, uns das Land wieder so vorzustellen, wie Gott es geschaffen hat: mit Tälern und Flüssen, Bergen, Wäldern, Ebenen, Schluchten, Engnissen und weiten, flachen Böden. Vor allem sind uns die Flüsse und ihre Täler wichtig, ihr Verlauf nach den Naturgesetzen und Naturgewalten. Wir entsannen uns, dass Strassen nach bestimmten Grundsätzen gebaut werden; es gibt in solchen Dingen keinen Zufall, denn Strassen kosten die Öffentlichkeit Geld, und wo der Bürger zahlen

muss, will er auch ein Wörtlein dazu sagen. Wir können also sicher sein, dass unser Strassen-netz vernünftig angelegt worden ist, nämlich nach dem Grundsatz der kürzesten Strecke und des geringsten Höhenunterschiedes, in Ausnahmefällen mag auch die Beschaffenheit des Geländes, Sumpf und Rutschgefahr, Stein-schlag und dergleichen hereinspielen. Wenn unsere Strasse also weit nach links ausbiegt, so hat das seinen Grund, den wir gleich erkennen werden: der Fluss biegt ebenfalls nach links aus, und es lag kein Anlass vor, hier eine kostspielige Brücke zu erstellen.

Achten wir auf die Flüsse! Sie sind die ursprünglichsten Wegweiser durch die Täler, und ihre Namen sind Beschwörungen ihrer Naturkraft. Achten wir auf Steigung und Gefälle! Wer die Strassen und ihr Gesicht nicht aus alter Bekanntschaft im Gedächtnis hat, muss kombinieren, etwa nach der Formel: Wie hätte ich die Strasse gebaut? Von Brienz nach Meiringen biegt sie plötzlich scharf nach rechts ab, weil sie ein altes Riedland umgehen muss, und wer sich darüber ärgert, dass schon bei Meiringen die erste Steigung der Grimselstrasse beginnt, wird durch einen Blick auf den Kirchet belehrt, dass dieser Berg mitten im Tal nicht

umgangen werden kann. Und dann sehen wir plötzlich, welche Weisheit im Bau der Strassenzüge und in der Anlage der Brücken verborgen liegt, wie eng und organisch alles zusammenhängt, Strasse, Dorf und Brücke.

In den Ortschaften bietet das Wegsuchen manchmal seine Schwierigkeiten. Da darf man nicht immer die breiteste Strasse wählen, sonst landet man plötzlich auf einer Allmend, wo die Häuser aufhören und die Strasse als Feldweg in eine Kiesgrube mündet. Auch hier schalten wir die gleichen Überlegungen ein. Die grossen Strassen kennt man mehr oder weniger an ihrem Bau, die wichtigeren Kreuzungen an den Gerippen der Leuchtwegweiser mit den Fassungen der ausgeschraubten Lampen. An den grossen Kreuzungen liegen sozusagen stets Tankstellen und Wirtshäuser. Also: beim «Hirschen» rechts abbiegen, beim «Löwen» links! Wir fahren gegen den Fluss hinunter, auf die Brücke zu, also muss die Strasse abfallen. Oder: es geht dort gegen den Sattel hinauf, also suchen wir in der Ortschaft die Ausfallstrasse nach jener Richtung.

Zugegeben, es ist nicht immer einfach. Und ich wüsste keinen Chauffeur, der im Anfang nicht grössere Ab- und Umwege in Kauf nahm.

Nun pilotieren wir aber mit der Karte auf den Knien, verfolgen unsern Weg auf dem Papier langsamer oder schneller, je nach dem Massstab der Karte, und landen dort, wo wir hinwollten.

Wenn die Wegweiser an der Strasse fehlen, müssen wir die Wegweiser in uns selber suchen, und in den Mitteln, die uns ja reichlich genug zur Hand sind. Wir werden primitiv, kehren zu den einfachsten Erkenntnissen zurück, suchen unsern Weg mit der Überlegung, die sich zu einem Instinkt ausbildet, wie ihn unsere längst entschwundenen Vorfahren der Frühzeit hatten, als Weg und Steg noch unbeschriftet war, aber die Folge und Verzweigung der Täler, die Verknotung der Strassen sicheres Wissen. Die Schweiz ohne Wegweiser – das Wort ist vielleicht doch symbolisch.

Ein flottes Radfahrerstücklein

Die Radfahrer gehören zu unseren besten Truppen. Man kann von ihnen alles verlangen, sogar Bergtouren mit dem Fahrrad. Dabei hat das vollbepackte Militärrad ein Gewicht von sechzig Kilo, was beim Fahren auf ebener Strecke weiter nicht auffällt, aber wenn man ein solches Gewicht samt Gewehr und gefüllten Patronentaschen tragen muss, fällt es einem sicher auf.

Dem Armeestab waren stets Radfahrerdetachemente zugeteilt, die zwischen den einzelnen Kommandostellen flinke Botengänge auszuführen hatten. Bekanntlich pressiert es ja immer, wenn man nicht warten muss. Blitzschnell und sicher, soldatisch und zuverlässig besorgten sie den Kurierdienst zwischen dem General und seinen Mitarbeitern.

Ein solcher Radfahrerzug erhielt zum Abschluss seiner Dienstzeit beim Armeestab einen Auftrag, den der kommandierende Leutnant ebenso originell wie kühn löste. Er sollte

mit seinem Zug aus der Gegend von Bern möglichst rasch nach Brig hinüberfahren und über die Grimsel zurückkehren. Nun gibt es zwischen dem Col de Pillon und der Grimsel leider keinen fahrbaren Übergang über die Berner Alpen. Der Leutnant wählte die Gemmi für den Hinweg. Die ganze Strecke Baum Bern – Gemmi – Wallis – Grimsel – Raum Bern misst insgesamt 320 km Länge und 3'341 m Höhendifferenz. Das wurde von unseren Radfahrern in zwei Tagen in 36½ Marschstunden bewältigt. Ich habe sie auf der Bergfahrt ins Oberwallis und auf der Grimsel gesehen, also in Augenblicken stärkster Anspannung. Die Patrouille marschierte auf dem ganzen Weg geschlossen und machte einen straffen, frischen Eindruck.

Auf die Grimsel!

Wir wollten den Radfahrern auf die Grimsel entgegenfahren. Das Wetter war trübe, im Haslital waren die Wiesen noch nass vom Nachtregen. Wir überholten eine hellbraune, lustige Ziegenherde, weiter oben eine motorisierte Transportkolonne, die mitten auf der Fahrt ihre Lastwagen abgestellt hatte und der Mann-

schaft durch einen Stafettenlauf auf der Strasse etwas Bewegung und Wärme verschaffte. Denn es war beissend kalt, obschon der Kalender den 25. Juni zeigte.

Weiter oben war die Strasse frisch verschneit. Wir verspürten den Drang nach einem warmen Getränk und pilotierten unsern Wagen zum Grimsel-Hospiz hinauf, wo wir lange umsonst nach einem Bewohner Umschau hielten. Die Türen und Fenster des massiven Treppengiebelhauses waren bis auf zwei mit Brettern vernagelt. Dann fanden wir einen Arbeiter des Elektrizitätswerkes in einem Nebengebäude, hatten aber inzwischen so viel Zeit verloren, dass wir die Strasse wieder zu gewinnen suchten, auf der unsere Radfahrer kommen mussten.

Auf der Passhöhe flattert die Schweizerfahne im Schneetreiben. Wir fahren weiter. Zwischen den haushohen Schneemauern liegt wässriger Schnee und Schneebrei, mindestens einen Fuss tief. Die Räder unseres Wagens drehen sich an Ort. Der Optimist von einem Chauffeur hatte die Schneeketten zu Hause gelassen. Dann holten wir Schaufeln und arbeiteten den Wagen im Schweisse unseres Angesichts heraus. Fuhren weiter, dem Rhonegletscher zu.

Gletsch

Um die Häuser von Gletsch war es totenstill. Das kleine Dorf im Schoss der grossen Mulde des Rhonegletschers sah verzaubert, erstarrt, erfroren aus. Ein Blechwegweiser war noch da. Die Hotels geschlossen, die Bude mit den Touristenandenken mit Brettern eingeschlagen.

Doch, im Touristenhaus regte sich etwas. Wir betraten das Haus, fanden eine freundliche Familie vor, liessen eine Stube heizen und stampften umher, wobei wir in einem dunklen Gang das grosse Fernrohr entdeckten, durch welches die begeisterten Sommerreisenden für zehn Rappen Gemsen zu sehen pflegen. Bevor unsere Radfahrer anrückten, meldete sich eine Strassenpatrouille. Ein Leutnant und ein Motorfahrer fahren täglich die Strecke ab, soweit sie offen ist. Jetzt sei es ordentlich, erklärt der Leutnant; doch sei es auch schon vorgekommen, dass sie im tiefen Schnee eine Maschine zurücklassen und Schaufeln holen mussten, um sie wieder zu befreien.

Dann erschienen die Radfahrer. In der warmen Stube des Touristenhauses genossen sie wohlverdienten heissen Tee. Unter den Waffenröcken, die sie auszogen, kamen Rennerleib-

chen zum Vorschein. Einer massierte den andern. Bald schlossen auch zwei Nachzügler auf; der Mechaniker hatte unterwegs eine gebrochene Achse zu ersetzen, ein Geschäft, das – nebenbei bemerkt – in der Rekordzeit von einer Viertelstunde erledigt war.

Die Burschen sahen angestrengt, aber nicht übermüdet aus, sie waren in bester Stimmung und sangen bald wie die Vögel im Hanfsamen. Von den fünfzehn Mann war der älteste 31, der jüngste noch nicht ganz 21 Jahre alt. Kein einziger Rennfahrer war darunter, sondern ihre Zivilberufe lauten auf Bäcker, Gipser, Landwirt und so weiter.

Wie es auf der Gemmi war

Bis Kandersteg war die Sache einfach, erzählten sie. Dann begann das Steigen. Die Gemmi ist ein breiter Fussweg, aber nicht für Fahrräder berechnet. So hatten die Radfahrer ihre Räder stundenlang neben sich her zu stossen oder auf dem Buckel zu tragen; denn sie passierten zweiundzwanzig Schneefelder. Das Vorspueren war sehr ermüdend. Auf der Passhöhe herrschte Nebel und Schneesturm,

der den Leuten mit scharfen Eisnadeln ins Gesicht stach. Mancher, der keine Handschuhe bei sich hatte, stülpte trockene Socken über die Hände.

Noch schwieriger war der glitschige Abstieg ins Leukerbad. Die Kehren des in die Felsen eingehauenen Weges sind so eng, dass nicht einmal ein Fahrrad darin wenden kann. So mussten die Räder auch im Abstieg oft getragen werden, dazu brach schon die Nacht herein. Das Eigengewicht des Rades war manchmal so stark, dass die Radfahrer sich zurückliegend dagegen stemmen mussten. Glücklicherweise sind unsere Militärfahrräder unverwüstlich. Erst nach 150 Kilometern tauchte ein geringfügiger Materialschaden auf.

Dann kam die Abfahrt nach Leuk auf der schmalen, mehrfach von den Schienen der Leukerbadbahn gekreuzten Strasse. Es war Nacht geworden. Die Kolonne fuhr mit zwei Taschenlampen. Da musste jeder Fahrer seinen Vordermann in der Dunkelheit im Auge behalten. Nach einer Suppe in Leuk ging es weiter. Um zwei Uhr morgens wurde Brig passiert. Ein scharfer Gegenwind hielt die Kolonne nieder. Sie hätten zwar gegen Morgen «Augen wie Silberhügel» bekommen, erzähl-

ten die Burschen, aber nichts von Ermattung; in frischem Trab ging's weiter das Goms hinauf.

Nochmals auf der Grimsel

Um die Mittagszeit des zweiten Tages erreichten die 15 Fahrer mit ihrem Leutnant die Grimselpasshöhe. Wir folgten ihnen im Wagen; eine Postautokolonne begegnete uns, ohne Reisende auf ihrer für Wagenführer, Wagen und Strasse obligatorischen Probefahrt.

Im Passrestaurant «Alpenrösli» ruhten unsere Radfahrer bei einer warmen Suppe nochmals aus und liedeten, wie sie das Singen nennen, zuerst das Grauholzlied, dann das Radfahrerlied mit dem Refrain:

«Radfahrer sind verwegene Gesellen.»

Dann schwang sich die Patrouille aufs Rad und spulte in einem nicht allzu scharfen Tempo die Kehren der Grimselstrasse hinab.

Am Abend

Es war schon ein wenig spät, als unser Radfahrerzug wieder im Hauptquartier anlangte;

denn inzwischen waren ein paar Reparaturen nötig geworden, die man in einer Werkstatt unterwegs ausführen musste. Der Leutnant liess seine Mannschaft antreten; sie brachte vorerst das Material in Ordnung, erstellte die Marschbereitschaft und genehmigte darauf den verdienten Abendschoppen. Mancher von den Fahrern erklärte, diese Reise sei die schönste seines Lebens gewesen. Jeder Einzelne hatte das letzte an Ausdauer hergegeben; nichts stählt so das Kraftbewusstsein und die Kameradschaft wie derartige Höchstleistungen. Kein einziger Unfall, nicht einmal eine Schürfung war der Kolonne zugestossen, obschon das Unternehmen ziemlich gewagt war. Korpsgeist und Disziplin waren auch hier die Schutzgeister der Mannschaft und ihrer Leistung.

Besuch im Tessin

Wieder einmal bin ich durch den Gotthard gefahren. Unser Zug fährt in den Taltrog von Bellinzona ein. Fast ungeduldig wartet man auf den Augenblick, wo unser Vierachser mit sanftem Hupf über die Brücke eines kleinen Flüssleins setzt; wenn dieser Hupf getan ist, kommt nämlich Bellenz. Übrigens sitzt man da unten in einer ziemlich dicken Wärme. Der Tessin ist auch im Sommer prachtvoll, wenn man die grosse Hitze erträgt. Bellenz ist ja der wärmste Ort der Schweiz.

Wie lange habe ich auf den Augenblick gewartet, mit den Tessinern und ihren Bergen Wiedersehen zu feiern! Da sind sie wieder, diese Berghänge, steil wie aufgehängte Tücher, mit Dörflein, Kirchen und Wolken drauf. Wir sausen im Auto von Bellenz talabwärts, durch den engen Schlauch von Giubiasco, dann die unendlich lange, gerade Strecke bis hinunter nach Cadenazzo, wo die Wege nach Lugano und Locarno auseinandergehen.

Aha, sage ich, die Eisenbahn-Überführung im «Piano» ist inzwischen fertig geworden! Im letzten Herbst war diese Brücke ein Unikum. Sie stand in der Luft wie ein Bauklotz, von einer Riesenkinderhand quer über die Bahnlinie gestellt. Erst bei näherem Zusehen bemerkte man, dass dieses Gebilde aus Beton das Mittelstück einer Strassenüberführung darstellte, zu dem die beidseitigen Zufahrtsdämme fehlten. Man sagte damals, die Bundesbahn baue und zahle die Überbrückung der Bahnlinie, die anstossenden Gemeinden oder sonstwer dagegen die Strasse selbst, die quer über die Magadino-Ebene führen sollte. Und die Bahnverwaltung war offenbar den Erbauern der Strasse etwas vorangeeilt, indem sie den kurzen, in der Luft hängenden Viadukt hinstellte, um die Sache los zu sein.

Und schon ist auch das Züglein da, das zwischen Locarno und Bellenz verkehrt. Ja, verkehrt! Die Lokomotive hinten, die Wagen vorn in der einen Richtung, in der andern die Lokomotive vorn, wie man's gewohnt ist. Solche Zugskompositionen gibt's auch anderswo, aber ich höre noch einen Tessiner beim Anblick dieses Zügleins sagen: «Natürlich, die Wagen müssen die Lokomotive ziehen!»

Dann gewinnen wir die schöne Strasse auf den Ceneri, der grüne Talboden senkt sich immer mehr, der Blick weitet sich zu den breiten, umwölkten Bergen, die aus ihm aufragen, und auf den grünen Höhen um den Lago maggiore liegt ein dünner, vitriolblauer Dunst. Oben auf dem Ceneri bauen die Soldaten ein Kirchlein. Es wird dem seligen Bruder Niklaus von der Flüe geweiht, und der Bischof von Lugano wird am Bundesfeiertag selbst herkommen, um die erste Messe zu lesen.

Beim Regiment ist fast alles gleichgeblieben, von Oberst Vegezzi, dem Kommandanten, bis zur Bureauordonnanz. Der Veterinär ist Major geworden, der Adjutant trägt eine neue Uniform, der Kellner hat immer noch sein weisses Überkleid, auf das er so stolz war. Und der alte Radio ist auch noch da, an dem wir im September mit Spannung dem Verlauf des polnischen Feldzuges lauschten, und zwischenhinein tönt das Pausenzeichen des Radio della Svizzera Italiana, eine halb melancholische, halb auflüpfsche Folge von gezupften Gitarrentönen.

Der Füsilier Olgiati, der letztes Jahr im Wiederholungskurs in Ponte Capriasca mit der Klinge des Bajonetts Fresken entdeckte, hat neuerdings in einem andern Dorf wieder ge-

wirkt. Er riecht solche verborgene Kunstschätze von weitem. Diesmal war es ein San Rocco aus dem Jahr 1606, ein schönes Fresko, das mit dickem Papier bedeckt und eingemauert war. Der Gemeindeschreiber des Ortes wollte sich natürlich keine Blösse geben und sagte: «Mi pare bella, ma vale poco – schön ist es zwar, aber nicht viel wert.»

Ich habe es gut getroffen: ohne es zu wissen, bin ich auf den Tag des Brigade-Defdees herbeigereist. Ein Teil der Truppen defiliert um 17 Uhr in Bellinzona, der andere um 19 Uhr in Lugano. In Bellenz ist ein Defilee nichts Aussergewöhnliches, und doch war die Hauptstadt festlich gestimmt und liess mit Applaus die Truppen an sich vorbeiziehen. Für die Luganeser war das schon eher ein Fest. Die haben auf ihrer Piazza – ich weiss nicht, ob seit zwanzig Jahren oder seit Menschengedenken – noch kein Defilee eidgenössischer Truppen gesehen. Diese rückten denn auch mit dem Modernsten, Eindrucksvollsten auf, was zu der Tessiner Brigade gehört. Infanterie-Kanonen und motorisierte Mg. fehlten nicht, in temperamentvollem Tempo rasselten alle diese Motorfahrzeuge an der vieltausendköpfigen jubelnden Menschenmenge vorbei, und das Lugane-

ser Bataillon, das mit einwärts gekrempelten Uniformkragen marschierte, sozusagen mit sonnverbranntem Décolleté – es war fürchterlich heiss –, wurde mit stürmischem Applaus begrüsst. Das soldatische und das elegante Lugano – Gegensätze, die sich anziehen! Nach dem obligatorischen Aperitivo im Municipio begab man sich zur Cena wieder aufs Land.

In Bellenz habe ich bei Antonietti für meine Kinder ein paar strohgeflochtene Sesseli und nebenan für die Zürcher Freunde einen Panettone erstanden. Das war am frühen Morgen. Nun ist es Abend geworden, und ich sitze, wie früher in den Wiederholungskursen, im «Internazionale», im Café, wo zwei junge Burschen leidenschaftlich an einem Spieltisch tätig sind, auf dem uniformierte Männchen, an Querstäben aufgespiesst, ihre Turnübungen zappeln. Was man bei diesem Spiel gewinnen oder verlieren kann, habe ich nie herausgebracht. Auf der Strasse bewegt sich frohes Sommervolk, die Burschen hemdärmelig, die Mädchen mit eleganten Coiffuren, und auf dem Bahnhof kommt das Klingeln der Signale und das Rollen der Güterzüge die ganze Nacht hindurch nicht zur Ruhe.

Der Brigadekommandant, Oberst Waldis, erklärt mir am andern Morgen, was seine Trup-

pe im Lauf der letzten Monate geleistet hat. Ein grosszügiges Befestigungsprogramm wurde in Angriff genommen, und ein besonders geeignetes Hilfsdienst-Detachement für Strassenunterhalt sorgte für die Instandhaltung der Fahrwege.

«Wir haben bei allen unseren Arbeiten die moderne Waffenwirkung, besonders den Einsatz der Flieger, berücksichtigen müssen. Also kommen offene Feldbefestigungen nicht mehr in Frage, sondern nur noch Felskavernen. Für den Transport des Materials und des Nachschubes baute man Seilbahnen. Die Vorbereitungen wurden systematisch durch die Heranziehung von Spezialisten aller Art gefördert, Geologen mussten her, und alle für die Bohrungen notwendigen technischen Hilfsmittel. Ältere Werke wurden modernisiert. Cadorna, der vor vielen Jahren die schweizerischen Befestigungen ‚modernissimi‘ nannte, könnte heute wieder das gleiche sagen.»

«Sie konnten aber wohl die soldatische Ausbildung nicht aus dem Auge lassen?» frage ich.

«Natürlich nicht. Besondere Übungen dienten zur Steigerung der Leistungsfähigkeit der Soldaten. Wir führten besondere Turnkurse ein unter der Leitung von qualifizierten Turn-

lehrern. Daneben trieben wir Ausbildung im Verbindungs- und Signaldienst. Das taktische Verständnis der Offiziere wurde durch Übungen in ihren Abschnitten erweitert, manchmal im Zusammenhang mit Schiessübungen, unter Einsatz der motorisierten Detachemente. Wir versuchten dabei, die motorisierten und nicht motorisierten Formationen zu mischen, das scheint mir für unser Gelände das Richtige zu sein.»

«Und auf geistigem Gebiet?»

«Da hat uns die Sektion Heer und Haus des Armeestabes gute Dienste geleistet. Wir erhielten für hochgelegene Posten Radio-Empfangsgeräte, die vom elektrischen Leitungsnetz unabhängig sind. Allerlei Veranstaltungen wurden den Truppen geboten, manche hatten auch eigene Kräfte, um Unterhaltungsabende durchzuführen. Wichtig war für uns der ständige, gute Kontakt mit dem Bischof von Lugano, der hin und wieder persönlich einen Feldgottesdienst durchführt.»

Dann setzen wir uns ins Auto und besuchen eine der im Bau befindlichen Befestigungen. Wir verlassen nach kurzer Fahrt den Wagen und steigen durch einen schattigen Kastanienwald bis zum Fuss einer Felswand empor. Die

Wache hält uns auf. Ja, er habe Bericht bekommen, meldet der H D-Mann, dass der Brigadekommandant die Stellung inspizieren werde.

«Alarmieren Sie die Wache», befiehlt der Oberst.

Der Mann legt das Gewehr an, entsichert, zielt in die Luft und gibt einen Schuss ab. Sofort eilt der Wachtkommandant herbei, der seinen Posten irgendwo in einer verborgenen Hütte aufgeschlagen hat.

Wir steigen weiter bergan, nachdem der Korporal die Pforte geöffnet hat. Bald nehmen uns kühle Felsenhallen auf; in den harten Gneis sind Tore und Gänge geschnitten, da und dort dringt ein Lichtstrahl von aussen herein. Es geht treppauf, treppab; ein ganzes Labyrinth von hochgewölbten Gängen, nach Zement und fader Feuchtigkeit riechend, ist in die Felsenkante eingehöhlt. Man kann nach verschiedenen Richtungen schießen; freilich ist heute der Blick ins Tal durch die Baumkronen behindert, aber das hat den Vorteil, dass man von dort unten die neue Festung auch gar nicht sieht. Im Notfall kann man die Bäume mit ein wenig Dynamit umlegen und hat dann das Schussfeld frei. Übrigens wird man dem angebrochenen, hellen Felsen die Farbe seiner natürlichen

Oxydation wieder geben, so dass unser Felsen-
nest vom Tal aus weiter nicht auffällt. Nahrung
und Wasser haben die Verteidiger für Monate.
So lange müssen sie aushalten. Mit der Aus-
senwelt haben sie Funkverbindung. Ein ande-
res Fort liegt an einer Berglehne über dem Tal.
Grün und weit breitet sich die Ebene zu unse-
ren Füßen, und drüben glänzt hellblau, som-
merlich und friedlich der See. Täler sind Ein-
bruchstellen, wenn man sie vom militärischen
Standpunkt einer solchen Befestigung aus be-
trachtet, und gleich entsteht auch vor unserem
geistigen Auge das Gespinnst von Kreuz- und
Querfeuern, das über diese Talbreiten gelegt
werden kann. Der Gegner, der hier eindringen
will, hat ein sehr schweres Stück Arbeit vor
sich.

«Der Gebirgskrieg», erklärt mir der Brigade-
kommandant, «wird vom Infanteristen ent-
schieden. Infanterie und Artillerie behalten
im Gebirge ihre wichtige und entscheidende
Rolle, auch heute und später, wo Panzerdivisi-
onen und Sturzkampfflieger in den grossen
Ebenen ungeheure Erfolge haben. Die Berge
sind für die Tanks ungeeignet, und für die
Flieger auch. Natürlich muss man mit ihnen
rechnen. Die Kampfwagen sind aber hier auf
die Strassen angewiesen, und wenn man die

Strassen an der richtigen Stelle unterbricht, hört der Vormarsch für einige Zeit von selber auf. In den engen Tälern haben die Flieger wenig Bewegungsfreiheit und sie können vor allem nicht in Massen eingesetzt werden. Im Gebirgskrieg wird also der Mensch immer eine wichtigere Rolle spielen als das Material. Unsere Infanteristen und Artilleristen kämpfen von ihren bombensicheren Felsenhöhlen aus gegen den Eindringling, und so bekommt im Gebirge jeder einzelne Kämpfer für die gesamte Aktion eine grosse Bedeutung.»

Am Nachmittag führt mich der Brigadearzt hinunter an das Ufer des Tessins. In glühender Sonne werden dort Hilfsdienst-Sanitätskolonnen ausgebildet; als Instruktoren amten simple Unteroffiziere und Sanitätssoldaten, die auf ihre Tätigkeit ausserordentlich stolz sind. Erst einige Tage sind die neuen Leute im Dienst, aber sie lernen eifrig alle die Sanitäter-Handgriffe, die sie im Ernstfälle gebrauchen müssen. Sie tragen eine alte Schirmmütze, den Zigo-marro (das ist die blaue Kaputbluse) und neue Sanitätstaschen umgebunden. Flott melden sie sich an, diese Leute mit ihren sonnverbrannten Gesichtern. Jeden Einzelnen fragt der Major, woher er komme, ob er Familie und Kinder

habe, was er im Zivilleben treibt. Gärtner und Bauern, Kellner und Möbelschreiner befinden sich darunter. Nicht alle konnten sich leicht von ihrem Arbeitsplatz entfernen. Auf die Frage, warum er im Hilfsdienst sei, antwortet ein Kleinbauer aus dem Mendrisiotto selbstbewusst und ohne Zögern: «Per la patria.»

Dann machen sie sich wieder an ihre Arbeit, setzen Tragbahren zusammen und üben sich im Tragen von Verwundeten.

Im Tessin hat auch der Frauenhilfsdienst einen ausgedehnten Sanitätsdienst eingerichtet.

In allen Dörfern fanden Samariterkurse statt; das Material liegt bei den einzelnen Leuten zu Hause, so dass sie es im Alarmfall zur Hand nehmen können. Der eine hat seinen Kochkessel, der andere sonstiges Hilfsgerät mitzubringen, und einer von jeder Gruppe ist bestimmt, in der Apotheke des Ortes ein vorbereitetes Paket mit Verbandstoff, Morphinum und dergleichen abzuholen. Solche Samariter-Detachemente – sie nennen sich «Samaritani di combattimento» – können auch zu Einheiten formiert und an irgendeiner anderen Stelle in der Schweiz eingesetzt werden. Der Vorteil der lokalen Organisation liegt darin, dass sie jederzeit aufgeboden werden können. Bei einer

Alarmübung waren die Hilfsstellen und Trägerkolonnen innert zwanzig Minuten aktionsbereit – ein Beweis für die Begeisterung und den Eifer, mit dem die ganze Zivilbevölkerung des Tessins an diesen Organisationen mitarbeitet.

«Aller Boden ist Brot»

Ich könnte den Tessin nicht verlassen, ohne in Biasca rasch auszusteigen und die Freunde des «Boscone» zu grüssen. Hier ist nämlich in den letzten fünf Jahren – hauptsächlich unter der Leitung eines Berners, Dr. Fritz Deppeier, der leider im besten Mannesalter im Aktiviendienst sterben musste – ein Werk entstanden, das besonders heute die Aufmerksamkeit des ganzen Schweizervolkes verdient. Vor fünf Jahren noch war das «Boscone» ein dornenbewachsenes Weideland, wo kleine Kühe und Ziegen kümmerliches Gras fanden. Heute wachsen auf zwanzig Hektar herrliche Kartoffeln, Roggen und Sommerweizen. «Ogni terra è pane» – Aller Boden ist Brot –, die Vereinigung, die aus besten Tessiner Köpfen besteht, hat sich dieses schöne, treffende Schlagwort als Bezeichnung zugelegt. Dr. Pini, Advokat und Grossrat, ist

da, und Ito Leber, sein Kassier – in der militärischen Umkehrung: Leber als Leutnant, Pini als Soldat. Deppeier, der Initiant, war ein Einzelgänger und ein grosser Optimist. Er konnte nicht darauf warten, bis alle «zuständigen Stellen» sein Urbarisierungsprojekt des Boscone begutachtet und Subventionen beschlossen hatten, er packte einfach zu, scharte Arbeitslose um sich, die mit der Rodung begannen, fand immer wieder Freunde, die etwas Geld schenkten oder liehen, um den Betrieb aufrecht zu erhalten. So kam das erste Musterstück, die Rodung des «Boscone» zustande. Seine Tragik: Im Moment, wo sein Werk zum erstenmal einen schönen, reichen Ertrag verheisst und durch sichtbaren Erfolg das Interesse der Öffentlichkeit in Anspruch nehmen darf, muss er seine Augen für immer schliessen. Wie viel Unverstand und Vorurteile hat er immer wieder bekämpfen müssen! Ein hoher Beamter, so erzählte er mir einst, habe ihm vorgerechnet, dass die Rodung im «Boscone» so teuer zu stehen komme, dass man für das gleiche Geld anderswo ertragsfähigen Boden kaufen könne. Wie wenn es nicht in erster Linie darauf ankäme, dass wir im Lande möglichst viel fruchtbaren, möglichst wenig unfruchtba-

ren Boden haben – wie wenn man irgendwo im Auslande billig Schweizerboden kaufen könnte!

Es ist gut, dass es solche Leute gibt wie Fritz Deppeier einer war. Solche Menschen sind unbequem, denn sie fordern immer etwas von ihren Nachbarn, vom einen Geld, vom andern Arbeit, vom dritten, dass er einen Artikel schreibe. Und zuletzt ist das ganze Volk froh darüber, dass ein solcher Mann da war, der das Richtige erkannte und sich persönlich dafür einsetzte; denn das ganze Volk hat den Nutzen davon. Sogar in Biasca waren die Leute, die ihr Bürgerland im «Boscone» für den Versuch hergeben mussten, anfänglich skeptisch; sie glaubten nicht, dass der sandige Boden etwas Essbares hervorbringen könnte. Aber die ersten Boscone-Kartoffeln und der erste Boscone-Weizen wurden im Triumph durch das Dorf geführt, und heute wissen schon viele Feinschmecker, dass es keine besseren Pommes frites-Kartoffeln geben kann, als die aus der sandigen Erde des Boscone. Sie funkeln von den Glimmerblättchen des Gotthardsandes, in dem sie gewachsen sind. Die Vereinigung von Biasca hat ihre Ziele übrigens viel weiter gesteckt: schon vor Jahren arbeitete sie ein Pro-

gramm aus, wie man Hunderte von Hektar Brach- und Ödland im Tessin fruchtbar machen könnte. Heute, wo die Schweiz viel mehr als früher auf Selbstversorgung angewiesen ist, sieht man ein, dass Deppeier und seine Freunde recht hatten, dass es gut gewesen wäre, das Werk der Innenkolonisation im Tessin grosszügig an die Hand zu nehmen, um einen doppelten und dreifachen Segen zu stiften: den Tessinern fruchtbaren Boden zu geben und sie von der Auswanderung abzuhalten, ein grosses Siedelungswerk für das fleissige Tessiner Volk zu errichten, und der italienischen Schweiz zu einer bedeutenden, grosszügigen eigenen Landwirtschaft zu verhelfen. Die Sonne fehlt ihr ja nicht dazu, sondern nur der Boden. Noch ist es Zeit und überall regen sich die Hände, damit der Tessin ein Hauptlieferant für Gemüse und Getreide zur Verbesserung der schweizerischen Selbstversorgung werde und auch wirtschaftlich einer glücklicheren Zeit entgegengehe.

Das Rückgrat der Armee

Ein Gespräch über Offiziers-Erziehung

Der Offizier wird in der Aspirantenschule ausgebildet. Er rückt als Unteroffizier ein und wird, wenn er alle Prüfungen bestanden hat, mit der Gewissheit entlassen, sein Leutnantsbrevet erworben zu haben. Die Aspirantenschule ist für die meisten Offiziere ein Erlebnis, das zu den schönsten Erinnerungen ihres Lebens gehört. Das Kader bildet im weitesten Sinne das Rückgrat der Armee; sowohl die obere Führung, die sich mit den strategischen Problemen beschäftigt, als der Soldat, der als Kämpfer die Waffe führt – beide brauchen das feste, sorgfältig geschmiedete und sicher vernietete Zwischenglied der Kader. Darum wird der Ausbildung und Erziehung der Offiziere eine ganz besondere Sorgfalt gewidmet.

Ausbildung und Erziehung sind zwei gänzlich verschiedene Dinge. Die Ausbildung (die

bei den meisten zivilen Lerngelegenheiten ganz im Vordergrund steht) beschränkt sich hier auf das soldatische Können, während die Erziehung den Mann, seinen Charakter, seine Gesinnung, seine Haltung formt. Als ich kürzlich an einer ausserordentlich anspruchsvollen Leistungsprüfung einer Zürcher Infanterie-Aspirantenschule, einem Patrouillenlauf über eine Strecke von hundert Kilometern, teilnahm, konnte ich mich in Gesprächen mit dem Kommandanten der in Zürich stattfindenden Infanterie-Offiziersschulen, Oberst i. Gst. Rieter, in das Thema der Offiziers-Erziehung vertiefen. Diese Unterredung schien mir so interessant und aufschlussreich, dass sie es verdient, einem breiteren Leserkreis bekanntgegeben zu werden.

«Betrachten Sie diesen Patrouillenlauf mehr als eine militärische oder eine sportliche Angelegenheit?» frage ich.

«Was man dabei als Sport bezeichnen könnte, ist bloss Mittel zum Zweck. Wir gehen nicht, wie der Sport, auf individuelle Höchstleistungen aus, sondern suchen möglichst hohe Durchschnittsleistungen zu erreichen. Die militärsportlichen Übungen sollen in den Aspiranten den Mut und den Draufgängergeist entwickeln, der für die Truppenführung nötig ist.

Das Reiten verlangt ein keckes Wagen, das Fechten Selbstbeherrschung und Angriffigkeit, das Schwimmen Selbstüberwindung, der Langlauf Ausdauer, das Pistolenschiessen Präzision. Alles mit dem Ziel, den Offizier auf ein Höchstmass von Leistungsfähigkeit zu bringen.»

«Sie sind also der Auffassung, dass der Offizier mehr leisten muss als der Soldat?»

«Er muss nicht nur mehr leisten, sondern selbst bei den stärksten Strapazen die Führung behalten. Deshalb brauchen wir Bewährungsproben. Deshalb auch muss der Offizier mit sich selbst hart sein und jederzeit seiner Mannschaft mit dem guten Beispiel vorangehen können. Dazu ist ein durchtrainierter Körper notwendig. Wir verlangen von den Aspiranten, wenn sie als Korporale ihre Rekrutenschule absolvieren, bedeutend mehr als von ihren Kameraden, die Unteroffiziere zu bleiben gedenken. Das gleiche gilt auch für den Dienst bei der Truppe; viele Regimentskommandanten nehmen mit ihren Aspiranten besondere Prüfungen vor.»

«Welche weiteren Eigenschaften sind sonst für die jungen Offiziere entscheidend?»

«Der Offizier muss Haltung haben, vor allem Haltung! Seine Stellung verlangt nicht nur

Fertigkeiten, sondern in erster Linie einen festen, männlichen Charakter. Der Offizier trägt für seine Untergebenen die Verantwortung; darum muss seine Persönlichkeit in der Aspirantenschule gefestigt werden. Nur wenn der junge Offizier ein ganzer Mann ist, kann er seine Leute auch als Männer behandeln und sie ebenfalls zur Männlichkeit erziehen. Er muss mit seinen Leuten Freuden und Leiden schwerer Kämpfe bestehen können; dafür ist ein Vertrauensverhältnis notwendig, das sich nur in der gegenseitigen Achtung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen entwickeln kann. Der Offizier hat seine Leute zur Pflichterfüllung anzuhalten; das kann er nur, wenn er selbst ein Vorbild der Pflichterfüllung ist.»

«Wie verwenden Sie den Ehrbegriff in der Offiziers-Erziehung?»

«Wir wecken immer und überall das Ehrgefühl, aber wir führen es nicht im Munde. Ich dulde zum Beispiel nicht, dass meine Aspiranten in der Reitstunde in einem Jargon angeredet werden, der gelegentlich in Reitbahnen hörbar ist. Die Leute dürfen sich nichts gefallen lassen, was ihrem Ehrgefühl zuwiderläuft. Reife und Besonnenheit gehören zur Soldatenerziehung wie Überlegenheit und Ruhe.»

«Treffen Sie für diese Charakterbildung besondere Massnahmen?»

«Die Aspiranten sollen sich meiner Auffassung nach, wie übrigens die Soldaten in ihrem Kreise auch, gegenseitig erziehen. Die reiferen Elemente geben dabei von selbst den Ton an; solche gegenseitige Erziehung der Gleichgestellten ist auf einzelnen Gebieten wertvoller als die durch Vorgesetzte. Der Mann muss aus Überzeugung, das heisst aus Ehrgefühl, aus Kameradschaft und aus Stolz das Verbotene oder Verpönte meiden, nicht nur darum, weil es verboten ist. Unser Ehrbegriff beruht auf Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Kameradschaft.

Wie in der Frühjahrsschule befindet sich auch in der jetzigen Schule eine Reihe von Aspiranten im Alter von 25 bis 29 Jahren, während die Mehrzahl zwischen 20 und 25 steht. Die Klassen wurden so gemischt, dass jede ältere und jüngere Offiziersschüler aufwies. Diese Zusammenstellung hat sich als sehr vorteilhaft erwiesen.

Jede Aspirantenklasse hat einen jungen Leutnant zur Seite, der als Gehilfe des Klassenlehrers amtiert, von den Aspiranten aber als älterer Kamerad und Vorbild betrachtet werden

soll. Diese Leutnants leben mit den Klassen zusammen. Sie essen auch mit ihnen. Bei diesem engen Kontakt sollen die Aspiranten lernen, einen freien, ungezwungenen und doch korrekten ausserdienstlichen Verkehr mit Offizieren zu pflegen.»

«Wie werden die geistigen Fähigkeiten der Aspiranten gefördert?»

«Unser Unterrichtsprogramm weist nicht weniger als 123 Theoriestunden auf, die durch zahlreiche Gefechtsübungen und taktische Übungen im Gelände ergänzt werden. In den Stunden nehmen die Behandlung der taktischen Führungsgrundsätze, des Felddienstes, der Gefechtslehre, der Militärgeschichte, des Dienstreglementes und der Soldatenerziehung den breitesten Raum ein. Ausserdem müssen die Aspiranten Referate halten, wo jeder sich frei und offen, sei es als Referent oder als Diskussionsredner, äussern muss. Dabei sollen die Leute nicht nur Stoff aufnehmen, sondern selbst mitdenken und dadurch auch geistig selbständig werden.»

«Ich bemerkte in Ihrer Offiziersschule Vertreter aller drei Landessprachen. Hat diese Zusammensetzung tiefere Gründe?»

«Gewiss. Nirgends kann die nationale Er-

ziehung so gut gefördert werden wie im Militärdienst. Bis jetzt wurden in Zürich nur Deutschschweizer und Tessiner ausgebildet. Diesmal wurden nun auch welsche Klassen herangezogen. Der junge Offizier, sei er nun Deutschschweizer, Welscher oder Tessiner, muss von der Schweiz einen Begriff haben; den erhält er nicht nur aus der Geographie, sondern er soll auch mit seinen anderssprachigen Eidgenossen Zusammenleben, um sie persönlich kennen zu lernen. Unser Versuch ist restlos geglückt. Zwischen den Aspiranten der verschiedenen Landesteile herrschte das beste Einvernehmen; mancher bewarb sich darum, in einer fremdsprachigen Klasse Dienst leisten zu dürfen, um seine Sprachkenntnisse zu erweitern. Freilich wird der Betrieb durch die Mehrsprachigkeit etwas kompliziert, die Klassenlehrer müssen zwei Landessprachen völlig beherrschen. Doch lohnt sich dieser Aufwand durch den Erfolg.»

«Ich möchte noch ein weiteres Thema ansprechen, das mir sehr wichtig scheint: das soziale. Man konnte früher – vielleicht irrtümlicherweise – den Eindruck haben, dass in erster Linie junge Männer aus bestimmten Volksschichten zur Offizierslaufbahn ausgezogen wurden. Wie steht es heute damit?»

«Sie meinen, dass der angehende Offizier gewissermassen einem wohlhabenden Milieu entstammen soll? Ich kann Ihnen versichern, dass diesbezügliche Vorurteile heute keine Rolle mehr spielen. Da und dort gehörte es einst zum ‚guten Ton‘, dass man Offizier wurde. Für die Anforderungen, die wir heute an unsere jungen Truppenführer stellen, genügt das noch lange nicht. Gute Kinderstube ist freilich für jeden jungen Mann eine Grundbedingung zum Vorwärtskommen; doch ist der Takt, der den Kern des guten Charakters und der Disziplin des Mannes an den Tag legt, wichtiger als die blossen gesellschaftlichen Formen. Die anständige Gesinnung und der Charakter des Aspiranten geben – neben den körperlichen und militärischen Fähigkeiten – für die Weiterbildung den Ausschlag, nicht die Herkunft. Jeder junge Mann, der diese Bedingungen erfüllt, kann Offizier werden, und wenn er seine Lebenstüchtigkeit im Militärdienst erweist, wird er sie auch im Zivilleben behaupten können.»

«Ein Unterschied zwischen der deutschen und der welschen Schweiz ist mir aufgefallen. Der junge Westschweizer, der sich einem geistigen Berufe widmet, legt Wert darauf, Offizier

zu werden, während ich in der deutschen Schweiz beobachten muss, dass gerade die Kreise der geistig aktiven Leute auf militärischem Gebiet öfters wenig Ehrgeiz haben. Gibt es eine Erklärung für diesen Gegensatz?» «Ich glaube nicht, dass ein solcher Gegensatz heute noch besteht. Ein oder zwei Jahrzehnte lang mag er unter dem Einfluss gewisser individualistischer Entwicklungen vorhanden gewesen sein. Heute wissen alle Intellektuellen, dass auch sie ihre Pflicht als Bürger und Soldaten haben, und dass es auch für geistig tätige Leute einen Gewinn bedeutet, durch vermehrte militärische Dienstleistung zu beweisen, dass sie lebendige Bestandteile unseres Wehrvolkes sind. Dem Offizierskorps sollte die Elite des ganzen Volkes angehören. Der Militärdienst ist für jeden Einzelnen, ob Offizier oder Soldat, eine Charakterprüfung. Wenn wir vom Kriege verschont bleiben, so glaube ich doch mit Bestimmtheit daran, dass unser Volk mit geläutertem und gefestigtem Charakter aus diesem Aktivdienst hervorgehen wird.»

Hochgebirgsausbildung

Als ich Oberstleutnant Erb, dem Leiter des Zentralkurses für Hochgebirgsausbildung, ins Wallis telephonierte, wo und wann er zu sprechen sei, sagte er: «Am Donnerstagabend auf dem Jungfrauojoch. Am Freitag gehe ich wieder ins Wallis hinab und bin dann für Wochen unabkömmlich.» So blieb mir nichts anderes übrig, als ins Berner Oberland zu fahren.

Die Wolken bei unserer Bergfahrt hingen tief herab, und es war sehr kühl. Wenn wir in den Tälern unten schon frieren, muss es auf 3'457 m Höhe noch weniger behaglich sein! Und doch – es mag noch so hudeln und sudeln, nie verliert man den Glauben daran, dass irgendwo in der Höhe, über allem Gewölk, der blaue Himmel strahle.

Unterwegs entblößen sich die weiss angeschneiten, lichtlosen Berge am Thunersee. Wir fahren zwischen den Bergflanken ins Oberland ein, und es beginnt zu regnen. Auf der Wen-

gernalp wird aus dem Regen Schnee. Die Weiden sind hermelingepelzt, und es ist auf diesen Höhen beim Schneetreiben genau so trostlos wie anderswo, nein, noch trostloser – denn diese meistbesungene und meist abgebildete aller Alpengegenden wäre eigentlich verpflichtet, schönes Wetter zu haben.

Wie wohlig ist da die Stubenwärme in den roten Polstern der Jungfraubahn! Und wie sauber sind die Wände des Tunnels in ihrer Geborgenheit! Im Eismeer treten wir an das Geländer hinaus – ein Sturmstoss fällt uns an beim Hinaustreten, Schneestaub wirbelt uns ins Gesicht, das Geländer ist mit Schnee verklebt, und zu sehen ist nichts.

Auf dem Joch war es ziemlich still. Vor dem Fenster – nichts als diffuses, mattes und doch schmerzhaftes Licht. Zur Abwechslung besuchen wir den unterirdischen Kristallpalast, dieses blinkende Märchenhaus, und befinden uns in einem Saal mit dicken Säulen aus Eis und spiegelglattem Boden. Wir setzen unsere schwergenagelten Bergschuhe sehr sorgsam auf das Parkett und tun, als gingen wir auf Eiern. Bei der leisesten Bewegung fährt man sachte dahin und rudert mit den Armen, um das Gleichgewicht zu behalten. Der ganze Eis-

palast ist durch elektrische Lampen beleuchtet, die in kunstvoll gerundeten Höhlen sitzen. Die Lampen haben sich diese Löcher selbst geschaffen mit ihrer eigenen Wärme. Die Temperatur der Eishöhle ist einige Grad unter Null, aber angenehm warm im Vergleich zum kalten Sturm, der draussen herrscht. In der Wand ist eine scherzhafte Garage eingelassen; darin steht ein lebensgrosses, aus Gletschereis gehauenes Auto, dessen Sitze von der Rückwand her bestiegen werden können.

Oberstleutnant Fritz Erb sitzt im warmen Speisesaal im Kreise seiner Offiziere, die sich über eine Karte beugen und neue Taten vorbereiten. Dann setzt er sich zu uns.

«Wie sah denn dieser Zentralkurs aus? Was bezweckt er? Wie und wo wurde er durchgeführt?» fragen wir.

«Er bestand aus rund hundert Offizieren der ganzen Armee. Es waren zumeist geschulte Alpinisten, Mitglieder des S.A.C., die wir aus früheren, freiwillig geleisteten alpinen Kursen kannten. Das Arbeitsprogramm wurde von der Hauptabteilung für Ausbildung des Armeestabes festgelegt; der Zentralkurs fand auf Befehl des Generals statt. Die Teilnehmer haben später als Klassenlehrer und technische

Leiter in Kursen zu wirken, die innerhalb der Heeresseinheiten stattfinden.

Damit ist auch das Ausbildungsziel umschrieben: Die Teilnehmer des Zentralkurses sollen einen technisch einwandfreien Unterricht im klassischen Alpinismus erteilen können. Klassisch: Das ist der Alpinismus der guten Bergführer, ohne Mätzchen, jedoch unter Verwendung des modernsten Materials und der neuesten Erfahrungen.

Gut führen und sicher gehen lautet für uns die Parole. Wir bringen es mit der Hochgebirgsausbildung so weit, dass es für unsere Patrouillen überhaupt kein ‚ungangbares Gelände‘, keine unbesteigbare Wand, keine Spitze und keinen Felsvorsprung mehr gibt, die wir nicht besetzen, keinen Felskopf, auf dem wir nicht eine automatische Waffe in Stellung bringen können.»

«Wie arbeitet der Zentralkurs?»

«Bei der Instruktion der alpinen Technik kann man nicht, wie beim Skifahren, in grossen Klassen unterrichten, sondern man muss sich mit dem einzelnen Mann abgeben. Darum war der ganze Kurs, das heisst alle Klassen, mit Instruktoren durchsetzt, und als solche amtierten die angesehensten Fachleute, die wir ha-

ben, unsere Bergführer. Der Ausbildungschef der bernischen Bergführerschaft zum Beispiel hatte in diesem Kurs einen wichtigen Posten inne. Hervorragende Bergführer, auch wenn sie den Grad von Unteroffizieren oder Soldaten bekleiden, unterrichteten Offiziere.»

«Wie war die Ausrüstung?»

«Wir erhielten die denkbar beste moderne Ausrüstung, die die Armee heute besitzt. Seile, Pickel, Haken, Kocher, Sanitätsmaterial, Schlafsäcke, alles war von bester Qualität, und alles hat sich auch glänzend bewährt. Was wir noch ausprobieren müssen, ist die Biwakschachtel, ein Wohnbiwak für drei bis vier Mann, wie man sie aus Blech am Montblanc hat. Diese Miniaturklubhütten müssen kleinen Gruppen das Verbleiben auf den höchsten Gipfeln während Tagen ermöglichen.»

«Wollen Sie mir etwas von der Durchführung des Arbeitsprogramms erzählen?»

«Zuerst übten wir die Felstechnik in den Engelhörnern. Die Leute hatten täglich 800 bis 1'000 Meter Aufstieg bis zu den Arbeitsplätzen zurückzulegen; das war ein gutes Training, und sie gewöhnten sich an den Tiefblick in den Kletterbergen. Im Rosenlaui-gletscher, wo man Schründe und Séracs nach

Wunsch haben kann, folgte dann die Eisausbildung. Diese Arbeit im Fels und im Eis wurde notabene mit Waffen durchgeführt.

Für die Schnee- und Firnausbildung hatten wir das Jungfraugebiet gewählt. Da gab es Gelegenheit, in Firnhängen von steilster Neigung Hühnertreppen anzulegen. Respektable Touren ergänzten das Programm, so zum Beispiel nächtliche Aufstiege auf Jungfrau, Mönch und Eiger ohne Licht, in Verbindung mit Biwak. Vom Jungfraujoch aus marschierte der ganze Kurs über das Grosse Aletschhorn ins Wallis hinunter, wo wir in der Mischabelgruppe eine grosse *Sperrübung* durchführten. Unser Kurs hat prachtvolle Leistungen hinter sich. Gipfel, die noch vor wenigen Jahren unbestiegen waren, Gräte und Wände, die in diesem Jahr noch niemand erklommen hatte, wurden mit dem Maschinengewehr erstiegen, Biwaks fanden in 4'200 m Höhe und darüber statt, und die Kursteilnehmer schliefen gut. Sie hatten sich ja nicht über allzuviel Schlaf zu beklagen. Im Lauf einer Woche war die Tagwache wie folgt: Sonntag 2 Uhr 30, Montag 4 Uhr, Dienstag 3 Uhr 30, Mittwoch 0 Uhr 15, Donnerstag Biwak usw. Dabei wurden, wie gesagt, alpinistische Leistungen erster Ord-

nung vollbracht. Wir haben bewiesen, dass auch schwere Touren, wie das Aletschhorn, mit hundert Mann gemacht werden können; wir wählten für den Aufstieg die selten begangene Haslirippe und den Abstieg über den Südostgrat, das ist technisch schwieriger als das Matterhorn. Der Kurs war ein durchschlagender Erfolg. Nichts ist dabei zu kurz gekommen als die Theorie.»

«Und der Hauptzweck der Hochgebirgsausbildung?»

«Zunächst sollen ganze Truppenkörper alpinistisch ausgebildet werden. Was wir aber hauptsächlich brauchen, sind Hochgebirgsjagdpatrouillen, die in jedem Gelände des Hochgebirgs kämpfen können, und zwar bei jedem Wetter. Gerade bei schlechtem Wetter müssen wir auf den Kampf gefasst sein, Nacht, Nebel, Schneetreiben, nichts darf uns abhalten, unsere schönen Berge von oben herab zu verteidigen, wenn es sein muss.»

Bei diesem kurzweiligen Gespräch verging der Abend rasch.

Am andern Morgen dauerte der Schneesturm noch fort. Als wir beim Frühstück sassen, überflutete plötzlich ein grosses Licht den Speisesaal mit seiner Fensterfront. Der

Nebel wurde dünner, die Sonne kam. Die Berge wurden sichtbar über dem abfallenden Jungfraufirn, die Wolkenwand rollte sich zurück bis zum Konkordiaplatz.

In wunderbarem, frischem Weiss erstrahlen die Eis- und Schneeberge ringsum, und ein dunkelblauer Himmel steht drüber. Auf den weissen Flächen der Firne treibt der Wind mit kleinen Schneewirbeln sein Spiel, wie hundert flinke Wiesel eilen die durchsichtigen Schatten über den Neuschnee.

Das Sphinx-Haus über dem Felskopf steht im dunklen Blau. Wir lassen uns vom Aufzug hinauftragen, aber der Sturm, der um diese Mauern rast, nimmt uns fast den Atem. Die Geländer und die Instrumente auf dem Dach haben in den Stürmen der letzten Tage ellenlange Bärte von Eiskristallen erhalten.

Um die Mittagszeit verabschiedet sich Oberstleutnant Erb mit seinen Offizieren von uns, um mit Skiern über den frisch verschneiten Jungfraufirn und den Aletschgletscher ins Wallis hinabzufahren. Wir warten auf den Zug und vertreiben uns die Zeit, denn der Nebel ist wieder gekommen. Da haben wir mit Fritz Steuri Vater, der ebenfalls nichts Gescheiteres anzufangen wusste, einen Jass geklopft. Er

jasst übrigens vorzüglich, Fritz Steuri, zählt die Trümpfe präzise und weiss nach dem ersten Stich genau, wo der Bauer und das Kreuzzehni liegt. Manch gelehrter Herr könnte bei diesem Führer auch punkto Jassen in die Lehre gehen.

Ein Schloss erobert – und wieder verlassen

Als wir hörten, dass wir im neuen Dorf das Schloss beziehen sollten, kam ein diskreter Stolz über uns. Das Schloss! Aus mächtigen Baumkronen und aus vergangenen Zeiten schauen zwei gedrungene, graue Türme aufs Dorf hinab. Sie sehen sehr stattlich aus mit ihren steilen, abgewalmtten Dächern und den Blechfahnen auf den Firsten.

Solche Schlösser führen ein seltsames Eigenleben in den Dörfern, zu denen sie gehören und doch nicht gehören. Die respektvolle Distanz und der tiefe Graben, mit denen sich das Schloss umgibt, verleihen ihm ein Ansehen, das auch uns Spätgeborene zum Abstand zwingt. Dieses Schloss ist abgeschlossen, hart, abweisend. Liest man nicht auf der Torbrücke eine Emailtafel, die ein früherer Bewohner angebracht hat, des Inhalts, Besucher seien unerwünscht?

Wir zogen also ins Schloss ein, zwängten die Camions mit den Kisten und selbstgezim-

merten Tischen über die schmale Grabenbrücke, am Gärtnerhaus vorbei durch den engen Torbogen in den geräumigeren Schlosshof. Und waren plötzlich bei Eichendorff zu Gast. Ein Turmgemach im Obergeschoss wurde uns als Arbeitsraum angewiesen, der Zugang führte durch eine enge Wendeltreppe, das Mobiliar mussten wir an Stricken durch die Fenster hereinziehen. Neben unserem grossen, ziemlich schattigen Zimmer lag ein Badezimmer, dernier cri.

Zunächst begaben wir uns auf eine längere Entdeckungsreise. Die Ehrfurcht vor dem Alter und das Misstrauen gegenüber dem jahrhundertealten Gebälk hielten uns nicht davon ab, unsere neue Behausung von unten bis oben zu durchstöbern. Vor allem suchten wir das Gespenst, das nach unserer Auffassung zu einem solchen Schloss gehört. Treppauf und treppab, durch finstere Estriche und helle, luftige Wehrgänge ging die Fahrt, bis unter die offenen Turmdächer hinauf, wo die Fledermäuse nisten und die Sommerhitze brütet. Irgendwo fanden wir eine Sammlung von Petrollampen, eine Drehorgel, die den Schnupfen hatte, alte Kinderwagen und Schlitten; in einem Schopf standen hübsche, doch reich-

lich verstaubte Kutschen. Wir öffneten die Fenster des muffigen Rittersaals, irgendwo begegnete uns ein Harmonium, irgendwo ein Klavier. Hinter dem Rittersaal, von diesem aus durch eine geheime Türe zu erreichen – sie sieht wie die Tür eines Wandschranks aus – befindet sich das Untersuchungsgefängnis, ein dunkles, feuchtes Loch mit einem einzigen Lichtschlitz und groben Steinen als Sitzgelegenheit und Nachtlager.

Dann kam das Wohngebäude an die Reihe, das recht behaglich an den Sonnenhang gebaut worden ist, mit seinen steingehauenen Wappen über den Torgewölben, einem zierlichen Treppenaufgang und allerhand Goldleisten, mit einem schönen, wohlverschlossenen Schrank, wo alte französische Bücher ungelesen in Reih und Glied stehen. Sichtlich befremdete Marquisen, grimmige Feldobersten und eitle Bürgermeister blicken triumphierend oder vorwurfsvoll da und dort aus kostbaren Rahmen in unsere verpfuschte Zeit hinaus. Wobei ich admittieren will, diese Sachen seien echt; denn heutzutage kann man derartige Gemäldegalerien und Möbel nach Mass und auf das Jahrhundert genau bestellen und auch erhalten. Doch sie sind sicher echt.

Die Bureauordonnanzen haben inzwischen unser Turmzimmer eingeräumt, und der Bernhardinerhund im Schlosshof ist bereits an den Betrieb gewöhnt. Er bellt immer weniger, und man sagt, er sei taub. In unserem Bureau beugt sich mein welscher Kamerad Hugues Fasesi über ein Gedicht, zu dem er sich in der ersten Begeisterung über die Eroberung des Schlosses hinreissen lässt. Es ist ein vielstrophiges Lied und beginnt mit den Worten eines Schlagers:

C'est un vieux château du Moyen-âge,
avec un colonel à chaque étage . . .

Und in der gleichen Zeit ist der Geist der Poesie auch auf Ernst Tobler gefallen, der ein flammendes Hohngedicht auf die fünfte Kolonne schrieb.

Romantik ist von weitem schön. Aus der Nähe bemerkt man, dass sie ihre Nachteile hat. Zunächst fehlte uns das erwartete Gespenst. Ausserdem muss ich leider sagen: In diesem Turm war es lästerlich kalt. Wir froren mitten im Sommer. Im Juli begannen wir den Kachelofen einzuheizen, um von dem schönen Wetter wenigstens etwas zu haben und die ersten Anzeichen von Ischias wieder loszuwerden. Die

hohen, alten Bäume, die unseren Turm rings umstanden, gönnten uns bloss am späten Nachmittag einen kurzen, goldgrünen Sonnenstrahl. Es hat seine Schwierigkeiten, in einem Schloss zu wohnen – wir waren keineswegs unglücklich, als man uns ins Schulhaus umquartierte, wo es zwar keine Fledermäuse, keine Kachelöfen, keine Badezimmer, keine Ahnenbilder und keine Bernhardinerhunde, aber immerhin ein paar Fenster an der Sonne gab.

Vom Schlossberg aus überblickten wir ein weites Wiesen- und Ackerland. Wir sahen die Sommerfrucht auf den Äckern spriessen und wachsen, sahen sie gelb werden, rochen von weitem den Duft der reifenden Ähren – jetzt breiten sich dort Stoppelfelder und abgeweidete Wiesen aus. Es ist schon wieder Herbst.

Armeekorps – Manöver

Für alle, die an diesen Manövern teilnahmen, bildeten sie einen Sprung ohne Anlauf, nur für den General und den Oberstkorpskommandanten nicht, der die Übung leitete. So rasch wie ein Krieg uns vor militärische Aufgaben stellen würde, mussten zwei Divisionen zum Manöver antreten: die blaue Partei aus dem Voralpenraum, den sie mit stark verringerten Beständen besetzt hält, die rote Partei am Einrückungstag aus einem mehrwöchigen Urlaub. Unsere Truppen haben sich in diesem Aktivdienst noch wenig in grösseren Manövern geübt; für die Führer wie für die Soldaten war dieser unerwartete Sprung in die Manöver eine interessante und vor allem lehrreiche Abwechslung. Man fühlte sich geradezu in Friedenszeiten zurückversetzt. Jeden Herbst sahen wir bei der einen oder andern Heeresinheit ein Manöver. Grössere Manöver sind ebenso wichtig für die Führung wie für die Truppe. Sie bringen Leben in das oft eintönige Dasein des Soldaten,

sie wetzen den Angriffsgeist und die Anpassungsfähigkeit, sie prüfen die Ausdauer des Soldaten und die Klugheit der Führung. Sie bringen uns mit aller Deutlichkeit zum Bewusstsein, dass beides, Angriff und Verteidigung Kampf bedeutet, jenen Kampf, der eine letzte Entfesselung des Willens, ein letztes Beiseiteschieben aller Bedenken, ein letzter Einsatz der Kräfte zur Erreichung des gesteckten Zieles ist.

Im Frieden hat man Zeit, Manöver vorzubereiten. Die Führer wissen einigermaßen zum Voraus, wo die Kämpfe sich abspielen werden. Sie rekognoszieren das Gelände und die Unterkünfte. Diesmal wurden die Manöver sozusagen vom Zaun gerissen. Eine Division rückt am Montag ein. Am Sonntagnachmittag erhält der Kommandant den Befehl, mit seinen Truppen so rasch als möglich eine Verteidigungsstellung in den Höhenzügen des Voralpengebietes anzugreifen. Zu gleicher Zeit wird einem andern Divisionskommandanten mitgeteilt, dass er einen Angriff zu erwarten habe. Keiner der beiden Parteikommandanten weiss, was für Truppen und wieviele er vor sich hat.

Die Rote Partei ist sichtlich im Vorteil. Ihre Truppen kommen unmittelbar aus dem Zivilleben und sind vollzählig. Blau muss eine gros-

se Zahl von Urlaubern zurückbeordern, die sich so rasch als möglich einfinden, die einen am ersten, die andern am zweiten Tag, um die Bataillone, die schon gegen den Angreifer marschieren, aufzufüllen.

Aufklärung

Wo steht der Gegner, und wie stark ist er? Das ist die erste Frage, die beide Parteikommandanten sich stellen mussten. Alsbald setzte eine fieberhafte Aufklärungstätigkeit ein; Motorfahrer, Radfahrer und Flieger schwärmen aus, um Nachrichten über den Feind herbeizuschaffen. Leichte Detachements werden nach vorn gesandt, um den Aufmarsch der Hauptmacht zu sichern. Je besser aber eine Truppe sich tarnen und verbergen kann, um so gewisser entzieht sie sich der Sicht des Gegners, um so ungewisser bleibt dieser über den Aufenthalt und die Marschwege seines Partners, um so langsamer kann er seine Entschlüsse fassen. Denn er muss seine stärksten Kräfte dorthin stellen, wo der stärkste Angriff zu erwarten ist. Das mögen Binsenwahrheiten sein; doch haben sie ihre Bedeutung im Manö-

ver wie im Kriegshundertfach bewiesen, und darum kann man in der Tarnung und in der Aufklärung nie genug tun.

Anmarsch in der Nacht

Fernes Gerassel vom Berg lässt ahnen, dass Truppenverschiebungen vor sich gehen. Wir steigen durch die mondhelle Nacht gegen den Wald empor. Das Pferdegetrappel hat sich unterdessen entfernt, neues Geräusch erhebt sich, es müssen noch mehr Fuhrwerke im Anmarsch sein. Im Wald föhnt ein heisser Wind durch die Tannen. Es ist stockdunkel auf der Waldstrasse, da und dort liegt heller Mondschein am Boden, der die Dunkelheit noch dunkler erscheinen lässt. Da blitzt ein Lichtlein auf, man erkennt für einen Augenblick den Stahlhelm mit der Feindsbinde drauf. Ein Radfahrer hat sich eine Zigarette angezündet. In der Dunkelheit hätte man ihn kaum beachtet. Er ist Wegweiser.

Weiter vorn stehen noch mehr solcher Wegweiser. Überall dort, wo Strassen auseinandergehen, sind sie postiert. Wer eine Ahnung davon hat, was im Manöver und im Krieg der Zeit-

verlust durch Wegverfehlungen bedeutet, weiss auch, wie wichtig diese Wegweiser sind. Nun schwirrt ein Trupp Radfahrer vorbei, ohne Licht. Dann kommen ein paar Kompagnien, dahinter der Tross und die Küchen. Bald könnte man den Vormarsch an den Karrengeleisen der Waldstrasse erkennen. Sie kommen alle aus dem Tälchen drüben, wo die Sappeure rasch eine Notbrücke über den Fluss erstellten. Das Flussbett war zwar fast trocken, doch schwoh es mit einemmal an und hätte den niedrigen Steg beinahe fortgeschwemmt.

Der blaue Verteidiger hatte nämlich den Flussübergang bemerkt. Er war zu weit weg, um ihn anders als durch seine Artillerie bekämpfen zu können. Er tat ein weiteres: er liess ein Stauwehr, das viele Kilometer flussaufwärts in seinem Befehlsbereich lag, rasch um einen Meter senken, so dass wenigstens für eine kurze Zeit ein beträchtlicher Wasserschwall das Flussbett hinabreiste.

Bei der Übungsleitung

Der Morgenhimmel hängt voll grosser, grauer Wolken, aber ihre Decke reicht nicht bis zu

den Schneebergen heran, die schwefelgelb im Herbstföhn stehen. Weisser, stechender Sonnenschein fällt auf das Hügelland mit seinen Obstbaumwäldern und den tannenbesetzten Höhen.

Der Nachrichtenoffizier der Übungsleitung hat zwischen allem Ein und Aus in seinem Bureau ein paar Minuten Zeit, um uns über die Manöveranlage zu unterrichten. Wir finden ihn nach einigem Suchen in einem ländlichen Schul- oder Gemeindehaus, bei dem sich Telegraphen-Pioniere mit Kabeln und Drähten zu schaffen machen. Ein ganzes Bureau ist nur mit der Auswertung der Nachrichten beschäftigt, die von beiden Kampfparteien einlaufen. Die beiden Gegner sind völlig auf sich selbst angewiesen, das heisst, sie müssen für ihre Aufklärung selber sorgen.

Über den Aufmarsch und die Verschiebungen der Truppen wird auf der Nachrichtenzentrale Buch geführt. Wir sehen auf den Skizzen, wie der blaue Verteidiger seine Kräfte auf Täler und Kuppen verteilt, in die Breite und in die Tiefe gliedert; wir sehen darauf den Heranmarsch von Rot, das sich immer dichter an die Abwehrfront von Blau schmiegt und die blauen Vorposten offensichtlich zurückdrängt.

In der Verteidigungsstellung

Also los! Wir verfolgen den Vormarsch der roten Truppen. Flieger surren über uns, aber sie bekommen von diesen Truppen wohl kaum etwas zu Gesicht. Diese stehen in den Dörfern, in den Wäldern, in den Gebüsch und graben sich ein. Weiter vorn, gegen die Abwehrfront von Blau zu, liegt hinter jedem Baum ein Schütze. Dort hat man Kontakt, ab und zu löst sich ein Schuss.

Wir überfahren die Frontlinie und gelangen in das erste «blaue» Dorf. Das ist für ein Auto nicht leicht. Die Eingänge sind verbarriadiert, hurtig haben die Truppen baumstammdicke Pfähle in mehreren Reihen quer über die Asphaltstrasse ingerammt. Eine Tanksperre, daneben ein Schützennest. Ein Maschinengewehr ist auf uns gerichtet. Ein Soldat kriecht hervor und deutet, dass wir um eine Scheune und um einen Miststock herum fahren sollen, um unsere Reise fortsetzen zu können. Im Dorf drin ist alles für eine Belagerung und Verteidigung vorbereitet. Die Tanksperren wiederholen sich; Stacheldrahtrollen sind quer über alle Strassen und Wege gelegt, die ins Dorf führen. Auf dem Platz, wo alle Wege zusammenkom-

men, ist noch eine Barrikade aus Baumstämmen und Sandsäcken zusammengefügt. Wenn man sich umsieht, bemerkt man auch da und dort die Abwehrwaffen, die zu diesen Hindernissen gehören: Am Hang dort hinten schaut die Mündung einer Infanteriekanone aus dem Gartengebüsch. Zwischen Sandsäcken, die ein Kellerfenster umschliessen, guckt das Rohr eines Lmg. heraus. Oben auf dem Kirchturm hat sich ein Beobachtungsposten niedergelassen. Man sieht nichts von ihm, die Jalousien der Turmfenster bleiben gesenkt wie sie sind.

Kinder stehen umher und erfinden neue Spiele. Die Mädchen schlüpfen durch die Stacheldrahtrollen, die selbstverständlich friedensmässig hingelegt und nur lose befestigt sind, und wer ohne Schranz und Schramme aus dieser luftigen und dornigen Röhre herauskommt, ist Sieger.

Vor dem Wirtshaus spielt sich etwas ab. Ein Generalstäbler steht davor, geht hinein. In der Scheune sehe ich unzählige Fahrräder, die reinste Velohandlung. Im Baumgarten sitzen und liegen die Leute, die zu den Fahrrädern gehören. Ich gehe ebenfalls hinein, stosse im ersten Stock auf den Generalstäbler, der mit

ein paar andern Offizieren im Begriff ist, einen Diwan in die Ecke zu bugsieren.

«Dann stellen wir den grossen Tisch an das Fenster.»

«Sie bauen wohl einen kleinen Kommandoposten?» frage ich den Generalstäbler und stelle mich vor, zücke den Ausweis.

«Pressebureau des Armeekommandos? Der Presse geben wir prinzipiell keine Auskunft, so mitten im Krieg!»

Hier wird scheint's eine Divisions-Nachrichtenzentrale einquartiert. Blau hat seinen Kommandoposten also bereits zurückgenommen. Das braucht einem freilich niemand zu sagen, und der Generalstäbler schweigt, wie es seine Pflicht ist.

Wir besuchen einen andern Abschnitt, verfolgen eine zusammengefahrenere, holperige Strasse, die über die Anhöhe führt. Die blauen Autoparks sind in der Nähe des einsamen Bergwirthshauses zusammengepfercht, die Namensaufschrift des Hauses ist überklebt, kein Mensch scheint da zu sein, und doch ist alles voller Truppen. Aha, nun bewegen sich die Leute in ihrer Deckung. Aus den Gurten der Segeltuchblachen, aus den Türfugen der Personenwagen wachsen die gleichen Zweige her-

aus, die auch auf den Stahlhelmen zu spriesen scheinen. Truppen werden in Camions verfrachtet und nach vorn geworfen, wo an den Waldrändern eifrig geschaufelt wird. Man arbeitet hier offenbar in Schichten; denn neben den Grabenden liegen Tagesschläfer, eingehüllt in warme Decken.

Angriff im Morgengrauen

Wir stehen schon um drei Uhr auf; ziemlich sicher erfolgt bei Tagesanbruch der Angriff von Rot auf die blauen Stellungen. Wieder fahren wir durch den Aufmarsch von Rot hindurch. Der Angreifer hat sich seit gestern stark vorgearbeitet. In erleuchteten Scheunen und Ställen stehen die Pferde der Trains und der Artillerie; im Kriegsfall würde man diese Lichter natürlich ausblasen.

Im Halbdunkel erkennen wir die langsam vorrückenden Angreifer. Oben am Wiesenhorizont schleichen Kämpfer bergan, einige davon tragen Maschinengewehre auf der Schulter, sinken beim Gehen absichtlich tief in die Knie, um von jenseits der Krette nicht beobachtet zu werden.

Es tagt. Eine seltsame, brandrote Dämmerung erfüllt die Luft; unser Hügelland kehrt in die Wirklichkeit des Tages zurück, hinter den Alpen liegt ein feuriger Lichtstreifen, und drunten im breiten Tal schwimmt ein weisses Nebelmeer, aus dem die Höhenzüge wie graugrüne Raupen hervortreten. Das Herbstföhnwetter hält an. Ein zweiter Manövertag voll Sonne, Wärme und Fernsicht ist unserer Truppe beschieden.

Überall regt sich's. Kleinere und grössere Trupps mit Helmbinden lösen sich aus der Erde, aus den Gebüsch, aus den Vertiefungen des Geländes heraus, klettern und kriechen bergan. Aber sie werden bei den Berghöfen zurückgehalten. Dort überfällt sie das Feuer des Verteidigers. Immer wieder müssen sie zurück. Zwischen dem Geknatter und dem Taktaktak der Maschinengewehre vernimmt man ein leises Brummen aus der Höhe. Noch sind die Flieger unsichtbar; im nächsten Augenblick stechen sie herab, drei Doppeldecker, hinter ihnen weitere Staffeln, die im Tiefflug über uns hinwegsausen. Wenn jetzt Krieg und nicht Manöver wäre, würden aus den Propellerachsen Feuerströme auf uns niederprasseln. Es dauert nur einen Augenblick. Die Flugzeuge biegen in die Schlucht ein und entschwinden

unserm Blick. Die Fliegerabwehr auf den Anhöhen drüben bei Blau ist nicht untätig, aber man hört sie nicht. Sonst hätte sie mit gewichtiger Stimme zu dem Konzert beigetragen, und der eine oder andere Apparat läge zerfetzt in den Bäumen der Waldschlucht . . .

Wir suchen bei Blau die Schütznester ab und stossen beim Heraustreten aus einer Waldlichtung auf den General, der mit den Offizieren seines Stabes den Manövern folgt. Rot ist in kleinen Trupps über den Wildbach vorgestossen und sitzt den blauen Verteidigern stellenweise schon im Rücken.

Übungsabbruch

Um 9 Uhr morgens hat Rot das befestigte Dorf genommen. Gleichzeitig kommt der Befehl: Die Übung ist abgebrochen. Nun kriechen sie aus allen Löchern hervor. Es war ein Höllenlärm in den Strassen, aber kaum ein Mensch zu sehen ausser ein paar Schiedsrichtern und ihren Ordonnanzen; nun ist sie voll von Soldaten, die den Stahlhelm an den Arm gehängt und die Mütze aufgesetzt haben. Dann sammeln sich die Einheiten zum Abmarsch.

Während auf dem Feldherrenhügel, der den Blick auf das ganze Kampfgebiet freigibt, die Offiziere sich zur Kritik versammeln, füllen sich alle Strassen und Wege ringsum mit Truppen und Trainkolonnen, die dem Ziel des Tages und der verdienten Ruhe zustreben.

Die kleinen Laster der Soldaten

Wo viele Männer auf die Dauer beisammen sind und freie Zeit haben, entstehen Laster. Laster sind schlechte Gewohnheiten; vielleicht haben alle Gewohnheiten die Neigung, zu Lastern zu werden, selbst die Tugendhaftigkeit, wenn sie zur Gewohnheit wird. Man darf nicht vergessen, dass das Wirtshaus das Heim des Soldaten ist, im besten Falle die Soldatenstube, und dass alle Gewohnheiten ansteckend sind, die guten wie die schlechten.

Wenn der Oberst da war, entspann sich nach dem Nachessen manchmal eine interessante Diskussion, die bis gegen zehn oder elf Uhr dauern konnte. Da brauchte man keine Zuflucht zu den Lastern zu nehmen, wenn man auch zwischenhinein das Zwetschgen- oder das noch feinere Pflümliwasser probierte. Sonst hatten wir es bald mit dem Jassen, bald mit dem Zeitunglesen, bald mit dem Kegeln (sofern eine Bahn frei war). Man jasste und kegelte alle möglichen Kombinationen durch bis zum

«Hinderschi»; eine Zeitlang hielten wir viel auf das Velofahren, sassen fast jeden freien Augenblick auf gemieteten Rädern und machten Landstrassen und Feldwege unsicher. An einigen Abenden gab es schlaue, giftige Denkaufgaben, auf welchem Gebiet wir ein paar Spezialisten unter uns hatten, oder man spielte mit Zündhölzern und Zahnstochern allerlei mathematische Exempel durch.

Dann kam das Würfeln auf und wurde bald zu einem wahren Laster. Irgendeiner hat es gebracht und gelehrt. Das Würfelspiel verbreitete sich so geschwind wie die Läuse. Man war rasch im Bild über die Fachausdrücke «sec» und «full». Auf den sechs Seiten des Würfels stehen die bekannten Figuren As, König, Dame, Bauer, Zehn und Neun, und es handelt sich darum, in einem Wurfe möglichst viele gleiche Figuren herauszubringen. Dabei wurde viel gelacht; denn das Würfelspiel mit seinen Glücksfällen ist eine wahre Unterhaltung, der Jass ist im Vergleich damit ein eigentliches Geschäft, bei dem man immer wieder zählen und rechnen muss. Beim Würfeln ist man viel rascher im Bilde; wer eine Runde verliert, bekommt ein Zündholz, einen Zahnstocher, einen Kieselstein, einen Gras-

halm oder etwas Ähnliches neben das Glas, und solch primitive Schuldbücher lassen sich leichter überblicken als die Gartenzäune auf der Schiefertafel. Wer zuletzt alle Zündhölzer, Zahnstocher oder Kieselsteine geerntet hat, muss herhalten, sei es für den Halben, für den Kaffee oder für das Pflümli.

Bald genügte es nicht mehr, dass von jeder Gruppe einer ein Würfelspiel besass. Eines Tages trug jeder seine eigenen Würfel in einem länglichen, schwarzen Schächtelchen in der Tasche, und man würfelte abwechselungsweise mit zwei oder gar mit drei Spielen.

Dieses Laster breitete sich dann noch weiter aus und wurde zur Epidemie; denn jeder, der in den Urlaub nach Hause ging, steckte seine Umgebung an, so dass die Würfelfabrikanten eine Zeitlang gute Geschäfte machten.

Sie haben noch niemand an den Rand des Abgrundes gebracht, diese kleinen Laster; eines Tages wurden sie einem zu dumm, und man suchte etwas Neues. Die Hauptsache: wir haben uns bei den kleinen Lastern immer wieder prächtig erholt.

Leichte Truppen im Gefecht

Aus der Organisation des zivilen Lebens der Völker muss die Folgerung für das Wehrwesen gezogen werden. Die Motorisierung hat innert eines Menschenalters einen solchen Grad von Vollkommenheit erreicht, dass die Auswirkungen auf den Aufbau und die Ausbildung der modernen Armeen nicht ausbleiben konnten. Dort, wo die Motorisierung am konsequentesten durchgeführt und angewendet wurde, stellten sich denn auch die militärischen Erfolge ein. Im jetzigen Krieg haben die Leichten Truppen der deutschen Wehrmacht bis jetzt alle Erwartungen übertroffen, sie haben in Polen wie in Flandern den Angriff unaufhaltsam vorgetrieben und den Ausgang des Kampfes wesentlich mitbestimmt.

Kein Zweifel, dass leichte Formationen, das heisst motorisierte Truppen, Radfahrer und Kavallerie, motorisierte Ik.-Kompagnien, auch in der Defensive erfolgreich eingesetzt werden können; feindliche leichte Truppen müssen

durch eigene leichte Truppen bekämpft werden. Ihre Bedeutung für die Verteidigung liegt in ihrer Raschheit, in ihrer Beweglichkeit und in ihrer verhältnismässig starken Feuerkraft. Eine leichte Truppe, die eine Verteidigungsaufgabe zu lösen hat, wird durch häufigen Stellungenwechsel der gegnerischen Beobachtung entgehen können; sie kann überall hin geworfen werden, wo sie gerade nötig ist, Lücken stopfen und Breschen schliessen, Gegenstösse vortreiben und Bewegungen decken. Um die leichten Truppen zu erproben, befahl der General zwei Manöver-Übungen.

Bei den Schiedsrichtern

Der Schiedsrichter-Rapport findet am Vorabend statt, im Gesellschaftssaal eines Wirtshauses, dessen Wandschränke mit den Lorbeeren und Silberpokalen der Gesang- und Schützenvereine angefüllt sind. Der Übungsleiter erklärt den Offizieren, die soeben ihre weisse Armbinde in Empfang genommen haben – sie ist das Abzeichen der Schiedsrichter – die Lage:

Der Kampf geht um einen kurzen Flussabschnitt, doch hat man die Annahme so kriegsgemäss als möglich gelegt, indem Rot und Blau nicht einfach zu beiden Seiten des Wassers stehen und Blau den Angriff von Rot abzuwarten hat, sondern die Front von Blau verläuft quer über unsern Fluss, so dass sowohl die Rückzugsbewegungen von Blau wie die Angriffe von Rot den Übergang über das Wasser nötig machen, wobei die spärlichen Brücken diesmal als zerstört bezeichnet werden und infolgedessen nicht benützt werden dürfen.

Den Schiedsrichtern, unter denen sich auffallend viele junge Offiziere befinden – man hat zu dieser Tätigkeit Offiziere von Truppen kommandiert, die an den Manövern nicht teilnehmen –, wird ihre Aufgabe eingeschärft:

Sie haben unparteiisch die Feuerwirkung von Angriff und Abwehr zu beurteilen, und, wo nötig, Truppen ausser Gefecht zu setzen, wenn angenommen werden muss, dass diese vom feindlichen Feuer vernichtet wären. Andere Befehle haben sie den Truppen nicht zu erteilen; die Ausführung der taktischen Befehle ist und bleibt Sache der Truppenoffiziere.

Jedem Schiedsrichter wird ein Abschnitt, eine Ordonnanz und ein Transportmittel zu-

geteilt, dem einen Pferde, dem anderen Motorräder, dem dritten ein Automobil.

Die Aufklärung

Jeder Kommandant, der einen Frontabschnitt befehligt, muss in erster Linie wissen, was für einen Gegner er vor sich hat; die Art und Postierung der feindlichen Waffen, die Zahl und Stärke des Gegners muss durch Aufklärung erkundet werden. Dazu dienen zunächst die Panzerwagen und die Aufklärungsdetachements, die aus Motorfahrern, Radfahrern und Reitern bestehen. Sie pirschen sich in kleineren Gruppen möglichst weit nach vorn, fordern da und dort durch einen Schuss auf einen beobachteten Gegner sein Abwehrfeuer heraus, um sich über seine Stellung zu vergewissern. Sogleich gehen die Meldungen zum Abschnittskommandanten, der nach den erhaltenen Meldungen seine Befehle gibt. Zu den wertvollsten Aufklärungswerkzeugen in der Hand des Kommandanten gehören die Panzerwagen; denn sie sind schnell, wendig und für Gewehr- und Mg.-Feuer sozusagen unempfindlich. Ausserdem besitzen sie ein besonders

rasches Verständigungsmittel, nämlich Funkverbindung. Der Führer des Panzerwagens meldet seiner Zentrale fortlaufend, was er sieht, und der Kommandant kann dementsprechend seine Anordnungen treffen, seine Feuer legen, seine Truppen manövrieren.

Hinter Panzerwagen

Auf der Manöverleitung erfahren wir, wo sich das Panzerwagendetachment gerade aufhält. Wir fahren los und entdecken es in einem Dorf; die Wagen warteten teils in offenen Scheunen unter Dach oder in der Tarnung von Gebüsch. Die Besatzungen in ihren Überkleidern standen bei ihrem Gefährt und beugten sich über Landkarten. Dann ertönte ein Summer. Der Leutnant stülpt die Hörer über und wiederholt den soeben erhaltenen Befehl. Die Mannschaft klettert über die blankgescheuerten Raupen ins Innere des Wagens, klappt den Deckel zu und fährt los. Im Schuss rasseln die drei Wagen zum Dorf hinaus, hinter sich ein paar Motorfahrer. Wir ihnen im Auto nach. Zwischen zwei Zäunen führt ein Feldweg steil abfallend dem Waldrande zu; dort bringen die

Panzerwagen sich einstweilen in Deckung. Einer versucht, in den Wald hineinzufahren, kehrt aber wieder zurück. Die Bäume stehen zu dicht, die Neigung des Hanges ist zu stark. Der Wagen wendet, schleudert Gras und Erde auf und stiebt davon, die anderen mit.

Schon geraume Zeit kreuzen Flieger über uns; sie müssen ziemlich tief gehen, um unterhalb der Hochnebeldecke zu sein, die den herbstlichen Tag ein wenig dumpf und düster macht. Nun haben diese Flieger offenbar, was sie suchten: Im Tiefflug stürzen sie sich auf die Tanks und ihre Begleitmannschaften; wie der Weih auf die Maus, die sich aus der Erde herausgewagt, stechen sie hernieder, mit keuchenden Motoren über uns hinwegbrausend.

Die Tanks haben sich in Deckung gebracht und sind wohl zurückgefahren, um an einer anderen Stelle den Durchbruch zu versuchen. Wir treffen sie wieder in einem abschüssigen Waldweg (es ist ja nicht allzu schwer, ihre Spuren zu finden, denn sie lassen auf den Strassen die Eindrücke der Raupen und meist auch eine mit Erdschollen gesprenkelte Fahrbahn zurück). Einer rattert hinab zum Fluss, dem setzen wir nach. Schon hat er den Weg vom Gehöft zum Uferdamm genommen, bleibt

aber im Gehölz stecken. Die Flieger sind ihm auf den Fersen. Im Weidengebüsch wendet er sich nervös und reist davon. Er hat immer wieder hinüberzukommen versucht; an den wenigen Stellen, wo er sich dem Wasser nähern konnte, empfing ihn eine Panzerabwehrkanone von einer jenseitigen Anhöhe. Zwei Wagen sind dann allerdings trotzdem durchgekommen, aber sie wurden nach der Überquerung des Wassers bei ihrer Ankunft durch Ik. Ausser Gefecht gesetzt.

Im Ufergebüsch

Wir haben ein paar Stunden bei den blauen Verteidigern im Ufergebüsch zugebracht. Sie hatten den ganzen Flusslauf in kurzen Abständen mit Schützen und einigen Lmg. besetzt, während die schweren Automaten in den Waldwinkeln des Berghanges verborgen waren.

Die Verteidiger schossen aus ihren Verstecken, die Angreifer wateten durch das Wasser, das ihnen stellenweise bis an den Bauch ging. Auf dem anderen Ufer errichteten sie sogleich einen «Igel», das ist eine Verteidigungsstellung, aus der man nach allen Seiten wirken kann.

Wir verbargen uns neben den Schützen, den Verteidigern im Weidengebüsch des Ufersandes und bemerkten, wie sich drüben immer mehr Stahlhelme mit der weissen Binde einfanden. Sie wurden ab und zu sichtbar, wenn der Wind das Gesträuch bewegte. Bald tauchte hier, bald dort einer auf, man wusste nicht, ob es hundert waren oder bloss zehn. Bei unserem Patrouillengang stossen wir plötzlich auf einen Kavallerie-Leutnant der roten Partei, der an einer weniger scharf bewachten Stelle über den Fluss geritten ist. Er hat das Pferd im Gebüsch angebunden, es zittert noch ein wenig. Er schleicht umher, beobachtet nach allen Seiten, kehrt dann ans Ufer zurück, um seinen Leuten, die drüben lauern, ein Zeichen zu geben. In diesem Augenblick keucht ein blauer Schütze heran, der den Gegner im eigenen Reich offenbar bemerkt hat, und stürzt sich mit gefällttem Bajonett von hinten auf den Leutnant. Der Offizier kann nun seinen Stahlhelm ans Pferd hängen und die Policemütze aufsetzen, wie es den im Kampf erledigten Mannschaften vorgeschrieben ist; er muss seine Leute jenseits des Flusses ihrem Schicksal überlassen; sein Stellvertreter wird die Führung übernehmen.

Kampf um Brücken

Die zweite Übung galt in erster Linie dem Kampf um Flussübergänge. Es ist nicht anzunehmen, dass im Kriegsfall alle in Betracht kommenden Brücken rechtzeitig zerstört werden können; die Schnelligkeit, mit der heute Angriffe vorgetragen werden, bringt die Verbände durcheinander, so dass die allzu frühzeitige Zerstörung einer Brücke – und Brücken sind für die Leichten Truppen mit ihren motorisierten Kräften besonders wichtig – auch den eigenen Truppen den Weg abschneidet und damit die eigene Verbindung erschwert. Man muss auch damit rechnen, dass die Brückensprengungen durch irgendwelche feindliche Einwirkungen verhindert werden könnten. Darum ist es wichtig, die Leichten Truppen im Kampf um Brücken zu üben. Unser Land ist ja von so vielen Flussläufen durchfurcht, dass in einem Kampf auf schweizerischem Gebiet die Flussübergänge immer eine grosse Rolle spielen werden.

Die Manöverleitung hat uns die Flüsse bezeichnet, um die gekämpft werden soll. Wir fahren im Dunkel des Frühmorgens den wenigen Übergängen nach, die vom einen Ufer der

Schlucht zum andern führen. Aber wo sind unsere Soldaten? In den Dörfern, wo Rot und Blau ihre rückwärtigen Zentralen eingerichtet haben, sieht man da und dort Offiziere und Soldaten unter Scheunentoren und Wirtshaus-türen stehen. Meldebote zu Pferd und mit dem Motorrad tragen Befehle und Meldungen hin und her.

Wir stellen uns bei einer Brücke auf, die sich in hochgeschwungenem Bogen über das breite Flusstal spannt. Die Strasse ist beidseitig der Talrinne in die Abhänge eingeschnitten, links und rechts sind Wäldchen und Gebüsche, auf der abfallenden Seite des Strassenrandes wird die Strasse von dichten Hecken begleitet.

Scheinbar ist hier kein Mensch auf weiter Flur. Da regt sich etwas im Gebüsch. Wir bemerken eine Infanteriekanone, die von den blauen Verteidigern auf die Brücke gerichtet wurde. Die Mündung des Rohrs ragt um ein paar Zentimeter aus dem Blattwerk heraus. Auf der andern Seite, bei den Angreifern, das gleiche Bild. In allem Gesträuch liegen Schützen auf der Lauer, einer mit dem Lmg. vor sich, andere mit dem Karabiner. Erst jetzt gewahren wir, wie stark diese Vorpostierung ist. In den Buschhecken sitzen und liegen die

Schützen mit der Feindbinde auf dem Helm, darüber im Haselwäldchen steht ein Lmg., dahinter liegen Gruppen von Radfahrern neben ihren Fahrzeugen bereit, auf Kommando gegen die Brücke vorzustossen. Wir fahren um einige hundert Meter weiter zurück, wo die Strasse in einen Tannenwald einbiegt; dort steht mindestens eine Schwadron in Deckung, hier eine Gruppe, dort eine Gruppe Reiter ohne Pferde, bereit, den Angriff auf die Brücke vorzutragen.

Im Morgengrauen wird der Angriff ausgelöst. Erst ein paar Peitschenknälle von Gewehren, die vom Verteidiger mit dem Lmg. beantwortet werden. Dann lösen sich aus dem Gebüsch des Strassenrandes Mannschaften, rutschen und springen in grossen Sätzen zum Ufergebüsch des Flusses hinunter, setzen einzeln über und bringen sich dort wieder in Deckung. Noch mehr. Sie schleichen sich durch das jenseitige Wäldchen, das einen kleinen Zufluss bedeckt, auf das Plateau hinauf, um den Verteidiger im Rücken zu packen.

Mit dem Stosstrupp

Wir sind einem Radfahrerzug gefolgt, der im Wäldchen unten im Wiesental seine Fahrräder liegen liess, um einen Handstreich auf den nächsten Weiler auszuführen. Langsam, vorsichtig tasten sich die Schützen heran. Sie haben bemerkt, dass drüben etwas geht: Ein Schiedsrichter ist aus dem Tennstor getreten und sagt etwas zu einem Soldaten oder Offizier, der irgendwo unsichtbar in Deckung liegt. Unser Stosstrupp sucht sich die Büsche und Sträucher, Gräben und Geländewellen aus, um platt am Boden vorzukriechen. Einer erhebt sich, sein Helm ragt über den Boden, und schon gibt das Lmg. beim Bauernhof Bescheid. Sonst regt sich nichts mehr dort drüben. Unsere Angreifer rutschen vorwärts. Der Leutnant, der das Lmg. selber unter dem Arm trägt, deutet mit der Hand nach hinten. Er dirigiert seine Soldaten so, dass sie in weiter Kette von drei Seiten her auf das Gehöft zuschleichen. Vielleicht ist die Feuerkraft der Verteidiger nicht gross genug, um sich gleichzeitig nach mehreren Richtungen wehren zu können.

Mit einem Schlag sind sie da. Aus Rufweite eröffnet der Angreifer gleichzeitig von allen

Seiten das Feuer. Halt – man hat die Verteidigung doch unterschätzt. Zwischen den Kürbisstauden neben dem Miststock knackt ihr Lmg., aus den Jalousien des Heustockfensters und aus dem Kellerhals des Nebengebäudes wird geschossen. Trotzdem! Der Leutnant drängt vorwärts, und wie auf Verabredung rennt der ganze Zug, mit grossen Abständen von Mann zu Mann, auf das Gehöft ein, sie fassen Fuss vor den Bohnenstauden, werfen sich unter die Johannisbeeren, ein scharfes Geknatter geht los. Der Schiedsrichter entscheidet. Die Angreifer gehen zwar geschwächt aus dem Gefecht hervor, aber sie kämpfen weiter, bis sie den Weiler erobert haben und ihre Fahrräder im Wäldchen nachholen können.

Im Fernglas

Nun ist ein massiver Angriff auf das Dorf zu erwarten, in dem wir uns gerade befinden; es liegt in der Kreuzung der beiden wichtigen Strassen der Gegend. Die Manöverleitung hat sich im einzigen Wirtshaus einquartiert. Schon flitzen Automobile mit Aufschriften heran,

denen einige unserer höchsten Truppenkommandanten entsteigen, die der hier zu erwartenden Kampfhandlung ebenfalls folgen wollen.

Wir stehen eine Weile auf der Laube des Wirtshauses, von der aus man einen ungehinderten Blick über das Wiesental genießt und auf den gegenüberliegenden Hang, von dem herab der Angriff erfolgen soll. Es ist eine Landschaft, wie man sie im Mittelland überall antrifft: Breite Hügelrücken mit ein paar Bächen, die von Gebüsch begleitet sind, ein paar steilere Hänge mit Wald, ein weisses Strässchen zu den Gehöften, ein paar Häuser in den Bäumen, ein paar Feldwege, Wiesen, Äcker, Hecken.

Soeben trifft bei der Manöverleitung die Meldung ein, der Angriff sei vor fünf Minuten befohlen worden. Gespannt suchen wir den Hang mit unsern Gläsern ab. Es beginnt sich in den Waldparzellen zu regen, Reitergruppen eilen im Galopp über die Wiesenhänge, suchen in andern Wäldchen neue Deckung. In grossen Abständen reitend, besetzen sie alle Büsche; neue Gruppen folgen aus dem Wäldchen, das sich über die Anhöhe dahinzieht; ein Trupp Radfahrer kommt im scharfen Schuss das Strässchen hinunter, verschwindet sogleich wieder in einem Baumgarten.

Lange bemerkt man nichts mehr; plötzlich tauchen die Helme mit den weissen Binden in unserer Nähe auf; sie müssen den Bach in seiner Vertiefung überschritten haben. Flieger erscheinen unter der Wolkendecke, nachdem sie lange hoch über dem Berg gekreist haben, stechen nieder, bestreichen das Wiesentälchen, fahren mit ohrenbetäubendem Lärm über unsere Köpfe weg und richten sich wieder auf. Der Verteidiger empfängt die Kämpfer, die sich kriechend und springend gegen das Dorf vorarbeiten, mit Feuer aus allen möglichen Verstecken. Dazu tauchen am Hang drüben mit einemmal drei Kampfwagen auf, bewegen sich talwärts, suchen die Vertiefung zu gewinnen, die sie überschreiten müssen, um gegen unsere Stellung vorzugehen. Sie haben es nicht leicht. Unsere Infanteriekanone erledigt einen um den andern mit wohlgezieltem Schuss – denn die drei gelben Käfer kriechen ziemlich langsam bergab, weil der Feldweg, den sie wählten, aufhört und der Wald beginnt. Sie klettern plötzlich aus der Vertiefung heraus wieder bergan; offenbar sind sie nicht durchgekommen im Waldgraben, und schlüpfen hinter ein Gebüsch.

Während wir diesem Kampf zuschauen,

wird gemeldet, der Ostausgang des Dorfes sei vom Feind umstellt. Die Postierungen an der Strasse reichten nicht hin, um den Angreifer aufzuhalten. Kaum ist die Meldung da, saust schon eine Jagdpatrouille von Motorfahrern davon, um die Lücke zu stopfen.

Der rasche Vorstoss dieses kleinen Detachements hat denn auch die Stellung von Blau gerettet. Die Übung wird abgebrochen, ohne dass dem Gegner ein entscheidender Einbruch gelungen wäre.

Folgerungen

In diesem Manöver haben die Leichten Truppen ihren Wert für die Verteidigung bewiesen. Ihre Aufgabe, durch Beweglichkeit, rasches Auftauchen, durch geschickte Benützung von Wechselstellungen und durch wohlbedachten, aber auch rücksichtslosen Einsatz der Feuerkraft dem Gegner beizukommen, wurde hier deutlich und eindrucksvoll demonstriert. Es zeigte sich, dass überall, wo zu der Beweglichkeit der Truppe sich die blitzschnellen Entschlüsse der Führer gesellen, die Leichten Truppen ausserordentlich wirksam sind.

Die Übung bedeutete auch eine Prüfung für das Material. Von der Dauerhaftigkeit unserer Fahrräder und Motorräder, von der Ausdauer der Pferde brauchen wir nicht viele Worte zu machen, diese Tatsachen sind allgemein bekannt. Die Panzerwagen dagegen, die als Werkzeuge der Aufklärung in der Hand des Führers dienen, haben sowohl ihre kräftige Bauart als auch ihre kundige Bedienung ausgewiesen. Gleichzeitig konnte man aber feststellen, dass es kein leichtes ist, Panzerwagen in unserem zerschnittenen Gelände zu bewegen, und die Schwierigkeiten, die schon unseren leichten Modellen begegneten, dürften für schwere Panzerwagen noch erheblich grösser sein. Der Tank als Kampfmittel hat nur dann eine durchschlagende Wirkung, wenn er massenweise und zu rasantem Vorgehen eingesetzt werden kann. Beides ist in unserem Gelände mit seinen zahllosen Flüssen und Bächen, Steilhängen und Waldstreifen mit grossen Schwierigkeiten verbunden; die Verlangsamung der Fahrt, die Benützung von offenem Gelände lassen den angreifenden Panzerwagen aber in das Feuer unserer Ik. gelangen, deren Treffsicherheit vielfach erprobt ist.

Die Kampfweise der Leichten Truppen in

der Verteidigung wird dem Gegner am deutlichsten spürbar, wenn leichte Jagd-Patrouillen an der Arbeit sind. Solche Gruppen, die sich aus Reitern, Motor- und Radfahrern zusammensetzen oder auch nur aus einer dieser drei Gattungen bestehen können, sind imstande, dem Feind sehr beträchtliche Schwierigkeiten zu bereiten, wenn sie die feindlichen Kommandoposten und Verbindungsleute aufs Korn nehmen und auf diese Weise den gegnerischen Befehlsapparat durch fortwährende Störungen in seiner Funktion beeinträchtigen. Solche Patrouillen sind überall und nirgends, tauchen hier und dort auf und verschwinden wieder. Ihr wesentlichstes Merkmal ist der überraschende Einsatz.

Diese Kampfmethoden sind, wie etliche andere Auswirkungen einer mehrmonatigen Ausbildung unserer Leichten Truppen, in den Manövern der genannten Leichten Division deutlich und wirksam zur Geltung gelangt. Als eine Merkwürdigkeit, die ebenfalls auf diesen Aktivdienst zurückzuführen ist, sei erwähnt, dass unsere Kavalleriepferde ihren Schritt verlängerten. Schon seit einiger Zeit wird bei der Kavallerie kein scharfer Trab mehr geritten. Stetiges Training hatte zur Folge, dass die

Pferde einen längeren Schritt annahmen, der zu Marschgeschwindigkeiten im Schritt von 8 bis 9 km in der Stunde führt. Diese verbesserte Marschgeschwindigkeit im Schritt bedeutet für die Pferde eine Schonung ihrer Kräfte, die zur Ausdauer beiträgt. Bleibt als weitere Merkwürdigkeit unsere wackere Radfahrertruppe zu loben. Diese Truppe ist ausgesprochen schweizerisch – so können wir uns von Kennern ausländischer Verhältnisse bestätigen lassen – und das ist auch nicht zu verwundern, da kaum irgendwo in der Welt mehr Fahrräder auf den Strassen rollen als bei uns.

Grenzfahrt durch den Nebel

Wir besuchen eine Grenztruppe im Jura. Auf einer Wiese in der Nähe der Ortschaft entfaltet sich das wehrsportliche Leben einer Stabskompagnie; die Übungen des «neuen Turnens» leiten über zu der Technik des Nahkampfes, der bei uns immer mehr geübt wird. Selbstverständlich mit praktischen Anwendungen, die nicht ganz ungefährlich sind – aber schliesslich ist auch das Gewehr, das jeder Soldat herumträgt, ist das Leben überhaupt nicht ganz ungefährlich. Unter den Kunstgriffen des Nahkampfes gibt es allerlei gemeine Kniffe, die von allen Soldaten erlernt werden, die sich dafür eignen. Sie lernen – und zeigen uns vor – wie man einen wehrlos gemachten Gegner ohne Strick und Seil an einen Baum bindet, wie man sich auf den Feind stürzt, ihn zu Fall bringt, mit ihm fällt, ohne ihn loszulassen und ohne sich Schaden zuzufügen.

Der Bat.-K.P.

Dann betreten wir, nach langer Fahrt, einen Bataillons-Kommandoposten. Das Wörtlein «irgendwo» ist keine Deckmarke mehr, sondern ein Notbehelf: Wir fahren im dicksten Nebel umher, höchstens der Chauffeur und der Bataillons-Adjutant, der mit uns ist, wissen, wo wir uns befinden. Dieser Tannenwald könnte überall stehen, ebenso die Schutzhütten, die man hier für den Kommandanten und für seine Soldaten errichtet hat. Jede von diesen primitiven, an Jagdsitten erinnernden Siedlungen ist von den übrigen mindestens auf Rufweite entfernt; dies mit Rücksicht auf eine allfällige Artillerie-Beschiessung, weil man darnach trachten muss, durch Dezentralisierung der Objekte ein Bombardement unwirksam zu machen. Was hingegen die Jagdsitten betrifft, so waren wir arg enttäuscht, als wir die Keller Räume der Hütten in Augenschein nahmen: sie enthielten nichts als Hunderte von Spulen Stacheldraht.

Alarm bei der Tanksperre

Bei einer Tanksperre, die ein Strassenkreuz und einen Eisenbahnstrang abschliessen müsste, falls ein Gegner hier eindringen wollte, besichtigen wir eine Alarmübung. Die Soldaten arbeiten in der Nähe ihrer Baracken, die meisten sind mit Holzen beschäftigt, andere feilen und hämmern an Metallstücken, die in der Behausung oder im nahen Werk Verwendung finden sollen. Kaum ertönt der Pfiff des Hauptmanns, so legen sie ihre Arbeit weg, holen Helm und Gasmaske, Karabiner und Maschinengewehre, und es hebt ein Laufen und Rennen an. Man kann nur nacheinander schildern, was hier miteinander geschieht: eine Gruppe mit dicken Handschuhen stürzt sich auf die Stacheldrahtrollen, die vorn an der Strasse bereit liegen, um den Engpass zunächst einmal für die Infanteristen abzusperren, andere heben mit Schlüsseln die Teller aus dem Strassenboden, wieder andere schleppen die Eisenbahnschienen herbei, um sie in die offenen Löcher zu versenken, eine weitere Gruppe eilt mit dem Mg. und mit Munitionskistchen auf dem Rücken zur vorbereiteten Stellung auf der Anhöhe über der Strasse. Zwei oder drei Minuten ver-

streichen – schon ist die ganze Gruppe schussbereit, auch die Infanteriekanone, die hundert Meter weiter hinten aus der Deckung ihr Rohr gegen die Tanksperre richtet, an der ein feindlicher Panzerwagen zu erwarten wäre.

Im Felsennest

Die Kalkrippen, die westwärts steil gegen die Grenztäler abfallen, sind alle unterhöhlt. Man betritt die Kavernen von der hinteren Seite her durch einen langen Korridor, der sich vorne zu einer kleinen einfenstrigen Kammer ausweitet. Das Fenster ist weiter nichts als die Schiessscharte des Maschinengewehrs, dessen Gestell auf einer geräumigen Platte ruht. Auf den Regalen ringsum nichts als Munition – und, mit Reissnägeln befestigt, ein hübsches Aquarell, das die Aussicht wiedergibt. Dieses Werk eines Feierabendkünstlers ist der Schiessplan. Die Zahlen auf den einzelnen Objekten – Gehöfte, Strassenkreuzungen und dergleichen – entsprechen einer simplen Einteilung des Plattenrandes, auf dem das Mg. steht. Wenn zum Beispiel nachts Feuer auf Punkt 12 befohlen wird, haben die Mitrailleure bloss ihre

Waffe in die entsprechende Stellung zu bringen und ins Dunkel zu schiessen.

Auf einem Juragipfel

Hier oben scheint die Sonne prall und kräftig, unten an den Waldrändern beginnt der Dunst, und weiter unten liegt unbeweglich ein weisser Nebelsee, der bis zu den Alpen hinüberreicht, die ihre Häupter fern und glitzernd in den Herbsthimmel erheben. Auf dem Gipfel des Berges ist ein Viereck abgesteckt, das nur von Militärs betreten werden darf. Die Mannschaft, die hier haust, hat sich im Windschatten eine Schutzhütte gezimmert. Tagsüber sind die Leute oben, selbstverständlich auch nachts, in Ablösungen. Denn ausser dem Fliegerbeobachtungsposten befindet sich hier auch eine Fliegerabwehrstellung. Die Geschütze sind in eine kreisrunde Vertiefung eingelassen und treten ohne Weiteres in Funktion, wenn fremde Flieger auf die Schweiz einschwenken.

Hoch über der Felswand hat sich ein Beobachtungsposten wie ein Adlerhorst eingenistet. Mit dem Scherenfernrohr schauen wir hinüber ins fremde Land. Auf dem gelben Berg drüben

bleibt nichts zu sehen als ein Bauer, der sich zu Boden bückt, um etwas zu ernten, vielleicht Kartoffeln.

An der Grenze

Wir tun einen Sprung an die Grenze. Es ist, als höre in dieser Waldschlucht alles auf. Die beiden Wirtshäuser hüben und drüben tragen Aufschriften, die aus den guten Zeiten des Automobilverkehrs stammen. Man konnte dort Benzin kaufen, man konnte dort Geld wechseln. Jetzt trennt uns von dem Nachbarland eine Schar von eingerammten Eisenbahnschienen; sie sind grau, wie die Strasse. Ein Schweizer Grenzwächter kehrt von seinem Kontrollgang zurück und spricht mit einem Soldaten. Ein paar Füsiliere stossen einen Schubkarren vorbei.

Das ist alles. Drüben beim französischen Zollhaus geht eine deutsche Schildwache auf und ab.

Der vorsorgliche Wespenstich

Die ganze Armee wird geimpft; so hat der General befohlen. Nicht mehr gegen Pocken, jenes Gift haben wir schon in der Rekrutenschule in uns aufgenommen und verarbeitet, sondern gegen drei andere Krankheiten: Typhus, Paratyphus und Starrkrampf. Das ist eine grosse Sache und kostet viel Geld. Uns kostet es zwei Tage Bettlägerigkeit und köstlicher Ruhe.

Was für tolle Gerüchte waren nicht herumgeboten worden: der Arzt steche einem ins Herz hinein, um den Impfstoff unmittelbar in die Blutbahn zu bringen, und dergleichen Unsinn. Dazu gibt es bei vielen Leuten unbestimmte Schmerz- und Schreckvorstellungen, wie zum Exempel, man sei nicht mehr der gleiche Mensch, wenn man den eingespritzten Saft in sich aufgenommen habe, es schade dem Kopf, der Gesundheit oder dem Familienglück. Und schliesslich fürchten die meisten Menschen sich vor jedem Schmerz, solange er be-

vorsteht. Für unsereinen war die Sache einfach: es war ein Befehl, und wir gingen.

Immerhin, die Schar von Offizieren, Mannschaften und Hilfsdiensten, die sich aus der Stadt in das Berghotel begaben, sah leicht humoristisch aus. Es war ja befohlen, ein Handtuch mit Seife und zwei Nachthemden mitzubringen, welche Gegenstände ein jeder in einer Aktenmappe oder in einem Kofferchen mittrug, so dass der feldgraue Schwarm wie ein Fussballklub aussah, der zum Match geht.

Wir landeten beim Einnachten in einem mit grossväterlichem Komfort und in Ehren alt gewordenen Hotel, das zum Impfspital umgewandeltwar. Jeder bekam sein Fieberthermometer und seine Temperaturtabelle und legte sich alsbald zu Bett.

Erster Tag

Um sechs Uhr kommt der Sanitäter und misst meine Temperatur. Zum erstenmal in meinem Leben bemerke ich, dass ich ein Kaltblüter bin – gesünder kann man ja gar nicht sein als mit 35,6 Grad Celsius. Dann muss ich die linke Brust entblößen, sie wird mit Äther

oder einer ähnlichen Flüssigkeit abgerieben, und um sieben Uhr meldet sich der Arzt. Statt eines Frühstücks bekommt man die Spritze. Es geht sehr rasch: Ein Stich, der sich sachte in die Haut und ins Gewebe einbohrt, dann ein stärkerer Druck, ein kurzer, beissender Schmerz. Ich bin geimpft.

Zunächst tut das Ausschlafen gut. So schön habe ich mir die Impfung nicht vorgestellt. Wenn man aufwacht, darf man tun, was man will, sofern man im Bett bleibt, man kann lesen, schreiben, Tee trinken so viel das Herz begehrt, und um die Mittagszeit gibt es eine Suppe. Zum Nachtessen wieder Suppe.

Von unserem Zimmer aus nimmt man an einem ziemlich lebhaften Betrieb teil, der trotz allem dieses Haus beherrscht. Nebenan befinden sich ein paar Füsiliere, von denen einer jaulen kann wie die Katzen, ein anderer kräht wie ein Hahn, bald hört man das Geschrei eines aufgeregten Hähers, bald Gänseschnattern, bald das trockene Bellen eines Fuchses. Der zoologische Garten gibt uns ein lustiges Tierstimmen-Konzert.

Man liegt im Bett, wie wenn man krank wäre, und dabei fehlt uns wahrlich nichts. Wie doch das Licht des Fensters in den Augen

schmerzt! Warum eigentlich sind alle Betten in unserem Land verkehrt aufgestellt, so dass man, darin liegend, das Tageslicht im Gesicht hat, statt im Rücken, wie es viel bequemer wäre? Da bemüht man sich, die Zeitung zu lesen und muss alles zusammenbuchstabieren, weil der rückseitige Text durchscheint. Item. Warum soll man es bequem haben, wenn es unbequem auch geht?

Dann spielt man zum Zeitvertreib mit seinen eigenen Sinnen. Die Fläche der Seitentür wird von einem Kreuz, das durch ihre Mitte läuft, in vier Felder abgeteilt. Um die vier Füllungen herum laufen rechteckige Kanäle, die Licht und Schatten vom Fenster her empfangen. Blickt man länger hin, so scheinen die vertieften Kanäle mit einemmal als erhabene Leisten, und in der Sinnestäuschung bildet das Auge sich ein, das Licht falle von der andern Seite ein. Wie kommt das zustande? Bevor man dazu gelangt, dieses langweilige Problem zu lösen, stösst der Sanitätssoldat die Tür auf und schenkt uns zum fünften oder sechsten Male Tee ein.

Was mich hier nervös macht, ist das ewige Türknallen. In allen Kasernen habe ich mich über diese unschöne Gewohnheit aufgeregt. Ich zähle mit der Uhr in der Hand und stelle

fest, dass durchschnittlich alle zehn Sekunden eine Tür zugeschlagen wird. Jeder der von einem Zimmer in ein anderes geht und wieder zurückkehrt, knallt viermal die Türe. Ich weiss gar nicht, was für einen Narren diese Leute am Türzuschlagen gefressen haben. Bei den einen mag es Übermut sein, bei den andern Zorn und Unmut, bei vielen gehört es aber scheinbar zum schneidigen Auftreten, Türen hinter sich zuzuschlagen. Oder es kommt auch von der ebenso üblen Gewohnheit, die Türen offen zu lassen, wobei der Wind das Schliessen selbsttätig und mit grossem Temperament besorgt; wer dabei Papiere auf einem Tisch hat, mag sie am Boden oder draussen im Garten zusammensuchen. Gegen Abend lässt das Türschletzen nach.

Die Nacht

Der Arzt hatte die Runde gemacht und von mir mit meinen billigen 37,5 Graden nicht viel Notiz zu nehmen brauchen. Doch hatte sich inzwischen ein langer Kreuzschmerz und im Gehirn der endlose Bohrer festgesetzt. Der Kopf arbeitet weiter, trotzdem ich einschlafen

möchte; nichts als unerfreuliche Affären tauchen auf, wo man jemand die Meinung gesagt hat oder sagen sollte; unvollendete Arbeiten, die beendet werden sollten; Projekte, die man nicht weiterverfolgt hat. Eine Tablette, die mir der Sanitäter bringt, verscheucht dann rasch den Hexentanz, und das Blut, das sich gegen die eingespritzten Fremdkörper zur Wehr setzt, beruhigt sich.

Zweiter Tag

Nach dem Frühstück darf ich aufstehen, weil ich mich so gut gehalten habe. Meine Kameraden, die ich im untern Stockwerk besuche, sitzen teils halb angezogen auf dem Bett, teils unangezogen im Bett und würfeln. Nur einer, den es ziemlich mitgenommen hat, liegt noch da und nimmt an der Lustbarkeit nicht teil. Seine Fieberkurve geht gegen 39. Aber das dauert nicht mehr lange. Wir lassen ihn liegen und begeben uns auf einen Spaziergang auf den feuchten Herbstwegen.

Man marschiert nicht gut. Man hat noch das Gefühl der Leere in sich, des Ausgehöhltheits. Aber das bessert schon nach dem Mittagmahl.

Ach, die Leute hier fürchten sehr, an uns etwas verlieren zu müssen. Wer nämlich Spielkarten verlangt, muss sie bezahlen (sie kosten 1 Franken 60) und bekommt das Geld zurück, wenn er sie vollzählig wieder abgeliefert. Das Schachspiel geben sie überhaupt nicht heraus. Aber nach dem Retourmatch gehen uns die Kartenbilder schon leicht im Kopf herum. Der Regen hat aufgehört, wir spazieren nochmals durch die feuchte, kristallklare Herbstluft, bis wir zum letzten Fiebertessen und Schlussappell zusammentreten und dann mit unseren Köfferchen wieder verschwinden.

In den beiden Tagen sind wir eine Art Impfgesellschaft geworden. Wir sehen uns noch zweimal; denn in vierzehn Tagen werden wir zum zweitenmal, in vier Wochen zum drittenmal geimpft. Dann sind wir geeicht gegen Typhus, Paratyphus und Starrkrampf. Es kann uns auf diesen Gebieten also nicht mehr viel passieren. Vielleicht erfindet jemand noch einen Impfstoff gegen das Türzuschlagen, gegen das Gerüchtemachen und vor allem gegen das Gerüchteglauben. Es wäre gut, man könnte die Menschen gegen die Torheit impfen. Der Künstler, der ein solches Serum fertigbrächte, müsste ein Denkmal haben.

Urlaub

Endlich ist der Tag da, wo man für ein paar Wochen heimkehren kann. Ich habe lange auf ihn gewartet.

Zu Hause am Bahnhof steht meine Frau mit den Kindern. Die Kleinen dürfen heute etwas länger aufbleiben, weil der Vati heimgekommen ist. Sie sind voller Neuigkeiten und bringen einander alle Schandtaten aus, die sie seit meinem letzten Besuch begangen haben: Ueli hat sich in die Hand geschnitten, als er eine Peitsche anfertigen wollte, Peter ist im Garten auf eine Tanne geklettert und heruntergefallen, Vreneli hat eine Korridorscheibe eingeschlagen, eine teure sogar, die man äzen muss, wegen der Dekoration, die darauf war. Ausserdem gab es einen neuen Küchenboden, nachdem der alte da und dort eingesunken war; das Dienstmädchen hat gekündigt, weil es in die Fabrik gehen muss, wo man mehr verdient. Und die Grossmutter hat uns einen mächtigen Korb voll Gemüse gesandt.

Wieder einmal zu Hause, im eigenen Reich! In meiner Stube hat sich nichts verändert; die Bilder an den Wänden schauen mich wie alte Bekannte an. Auf dem Schreibtisch haben die unbeantworteten Briefe sich aufgehäuft. In Gottes Namen, ihr guten Leute, geduldet euch ein bisschen! Daneben liegt die Blechbüchse, sie ist verheissungsvoll mit Tabak gefüllt. Meine Frau lässt den besten Risotto auftragen, sogar ein Glas Wein ist da. Still und glücklich feiern wir die Heimkehr und öffnen das Fenster, um den vollen, tiefen Klang der Abendglocken hereinzulassen.

Am nächsten Tag geht's in die Stadt. Wie wenig sie sich verändert hat! Die Leute gehen und stehen, drängen sich in die Tramwagen und fahren Auto, wie wenn kein Krieg, keine Grenzbesetzung, kein Aktivdienst wäre. Sie kaufen und verkaufen, arbeiten und bummeln, trinken Tee in den Konditoreien, tauchen unter in der Dunkelheit der Kinos, machen gute oder schlechte Geschäfte, was weiss ich – aber sie sind da, sie waren da, und wir waren draussen.

Hier und dort geht man vorbei, um zu grüssen, um abgerissene Fäden anzuknüpfen, und sucht den Anschluss an den Alltag wieder. Leider macht sich das nicht so rasch. Erst jetzt

sehe ich ein, wie weit wir Soldaten mit dem Zivilleben auseinandergekommen sind. Man hält uns hier manchenorts für eine Art Müssiggänger oder Schmarotzer. (Das hat mir niemand gesagt, beileibe nicht — doch gibt es Leute, die so denken, und das spürt man.) O, man hat nicht auf uns gewartet, gar nicht. Es ist auch ohne uns gegangen. Man konnte uns schliesslich entbehren. Vielleicht kann man uns auch heute noch entbehren. (Nur das Vaterland kann uns nicht entbehren.)

Der Soldat lebt in einer andern Begriffswelt als der Bürger. Wenn wir in den Militärdienst einrücken, hört für den Einzelnen der persönliche Existenzkampf auf. Wir erhalten den Sold und kennen auf diesem Gebiet keine Diskussionen; der Lohnausgleich funktioniert glücklicherweise. Für den Soldaten spielt also das Geld keine grosse Rolle; im Zivilleben spielt es dagegen eine sehr grosse, eine viel zu grosse Rolle. Während wir monatelang Soldaten waren, wie Soldaten dachten und handelten, glaubten wir, es müsse sich bei den Zivilisten des Hinterlandes eine ähnliche Wandlung der Gedanken vollziehen.

Die eigene Existenz ist dem Soldaten kein Problem, auch die Nahrung nicht, wenigstens

solange sie gut ist (etwas anderes als Gutes hat man über die Nahrung des Soldaten bei uns kaum gehört). Sobald man nicht mehr an das Geld denken muss, hat man den Kopf frei für viel wesentlichere Dinge. Der Soldat denkt soldatisch, denkt und handelt mit dem Blick auf die wirklich grossen Werte und Zwecke. Er denkt nicht an sich selbst, nicht an seine Kasse und an seine Buchhaltung, sondern er denkt an das ganze Volk. Denn er muss sich für die wirklichen, innersten, unverlierbarsten Besitztümer des Volkes vielleicht schlagen, er muss bereit sein, dafür in den Tod zu gehen, für die Freiheit, für den Boden, für die Zukunft.

Man sollte bei den Zivilisten, besonders bei den Politikern, etwas mehr darüber nachdenken, was ein Jahr Aktivdienst für unsere Mannschaften bedeutet. Mancher einfache Soldat hat heute mehr staatsmännischen Verstand als die routiniertesten Intriganten. Im Militärdienst verlangt man Willenskraft und Mannszucht, Offenheit und Mannhaftigkeit – denn ohne diese Tugenden gibt es keine Disziplin und keine Schlagkraft. Doch was nützen diese Früchte soldatischer Erziehung einem Soldaten, der aus der klaren Welt des Manneswortes und der Kameradschaft zurückkehrt in

die Welt der unbestimmten Versprechungen, des wankelmütigen Argwohns, der billigen Schlaueit und des Duckens und des Kampfes um das Geld? Ich spreche in diesem Punkte nicht für mich, sondern für tausend andere, die versucht sind, nach der ersten Fühlung mit dem kühlen, geschäftstüchtigen Zivilleben die Flucht in den Militärdienst zu ergreifen. Denn im Militärdienst hat man Kameraden um sich, höhere, gleichgestellte, untergebene, Kameraden, die alle einander helfen, die gemeinsame, grosse Pflicht zu tun. Im Zivilleben hat man in erster Linie Konkurrenten. Darum ist die Kameradschaft der stärkste Schutzkreis, der den Mann umgeben kann; er ist für manchen wichtiger und stärker als die Familie. Die Kameradschaft beeinträchtigt zwar die persönliche Freiheit – aber zu Hause angelangt, kommt der Mann in den Besitz einer Freiheit, mit der er nichts anfangen kann, wenn ihn dort nicht ein anderer, gutgefügter Schutzkreis, sei es des Blutes oder des Berufes aufnimmt.

Langsam gleicht man sich an, taucht wieder unter in den Geschäften des Zivillebens, schafft weiter, wo man aufgehört hat, oder fängt von vorne an. Da und dort regt sich die Erkenntnis, dass der heimgekehrte Soldat Kameradschaft

nötig hat – ich meine nicht Gesellschaft, sondern Zeichen des Zusammengehörens und Zusammenhaltens im ganzen Volk. Da und dort beginnt man zu begreifen, dass nicht die Geldwerte, sondern die Menschenwerte über die Zukunft unseres Volkes bestimmen werden. So wollen wir Soldaten auch im Zivilleben einen neuen, frischen, mächtigen, ja hinreissenden soldatischen Geist verbreiten, unsere Pflicht als Bürger und Menschen jederzeit zu erkennen und auch zu tun.

Wenn aber der General uns ruft, so sind wir schleunigst wieder da.